



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

Siebzehntes Kapitel. Hauptfragen des Krieges

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Siebzehntes Kapitel Hauptfragen des Krieges

1

England hoffte unser Land durch die russische Dampfwalze zu erdrücken, während die französisch-belgisch-britische Armee der untrigen Einhalt geböte, und beabsichtigte den Krieg dann zu stoppen, wenn die Gefahr eines zu großen russischen Sieges entstände. Der Feind nahm an, daß Italiens Abfall unsere Berechnungen umwerfen und unsere zahlenmäßige Überlegenheit im Westen während der entscheidenden Wochen beseitigen würde.

Die wohlbegründeten feindlichen Siegeshoffnungen wurden getäuscht durch die Art, wie unser Militärapparat seinen Dienst tat, und die Schnelligkeit, womit wir Belgien einnahmen. Die russischen Massen erfüllten, was man von ihnen erwarten konnte. Aber sie hatten das Unglück, bald auf große Feldherren zu stoßen, welche, vom Schlachtenglück begünstigt, die besten Eigenschaften unseres Volks in Waffen durch großartige Manöver zur Geltung brachten.

Der Schlieffensche Plan, Frankreich über Belgien anzugreifen, war an sich wohl geeignet, die erste Lebensgefahr von Deutschland abzuwenden. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob der mir bis zum Kriegsausbruch unbekannt gebliebene Plan bei der zunehmenden kriegstechnischen Entwicklung zum Grabenkampf und angesichts unserer politischen Weltlage unbedingt richtig war. Jedenfalls hätte er von solchen ausgeführt werden müssen, welche das Genie besaßen, eine so riesenhafte Operation bei den naturgemäß eintretenden Zwischenfällen voll zu beherrschen. Für die ungeheure Umgebungsbewegung konnte unsere Heeresleitung den Sicherheitskoeffizienten gar nicht reichlich genug bemessen; sie hat ihn aber zu knapp genommen. Das Heer war im Frieden zu klein gehalten, die Wehrkraft Deutschlands in verhängnisvoller Unterlassung nicht genügend ausgeschöpft worden. Ende 1911

regte der Kanzler eine Heeresvorlage an; dieselbe war aber wohl nicht groß genug, und die von 1913 kam für die volle Wirkung im Kriege zu spät. Ich selbst hatte auf eine Anregung des Admirals von Müller hin vor Weihnachten 1911 dem Kriegsminister von Heeringen vorgeschlagen, mit mir zusammen auf einer sofort einzubringenden Wehrvorlage zu bestehen, und meine Bereitschaft dazu ausgedrückt, meine Forderungen gegenüber denen der Armee in zweite Linie zu stellen. Im Hauptquartier war man im Herbst 1914 der Meinung, daß der Krieg gegen Frankreich gewonnen worden wäre, wenn die zwei Armeekorps zur Stelle gewesen wären, welche sich der Generalstab 1911/12 entgegen den Forderungen seiner Fachleute hatte abhandeln lassen. Dazu kam die Unterschätzung der britischen Armee, die man sich in unserem Publikum immer noch gern in der Art der Aldershot-Lommies mit Mützchen und Spazierstock vorstellte. Als ich nach Kriegsausbruch den Generalstabschef warnte, diese Truppe, die gewissermaßen aus lauter Sergeanten bestände, zu leicht zu bewerten, antwortete er: „Die arretieren wir.“ Er sah bei dieser Hoffnung wohl noch nicht voraus, daß er in den kritischen Tagen Veranlassung haben würde, zwei Armeekorps für die Ostfront gerade vom rechten Flügel herauszuziehen. Noch im Spätherbst 1914 begegnete ich im Großen Hauptquartier Zweifeln an dem Ernst der neuen Ritzenerarmeen. Im August 1914 schrieb ich aus Koblenz: „Die Schwierigkeiten kommen erst, wenn die Armee glaubt über den Berg zu sein.“

Es erschien mir damals vor allem wichtig, die englischen Etappenlinien zu durchschneiden und nach Calais zu kommen. Alles Ubrige wäre uns leichter gefallen, wenn wir erst die Engländer durch Abschneiden von den Kanalhäfen gezwungen hätten, die Überschiffung nach Cherbourg oder gar nach Brest vorzunehmen, also über den Atlantik statt über eine Binnensee, was dem Krieg in Frankreich ein anderes Gesicht gegeben hätte.

Ich habe Moltke vergeblich hierzu gedrängt, und auch Feldmarschall von der Goltz, der meinen Standpunkt teilte, drang nicht durch. Auf die Entschließungen Falkenhayns konnte ich keinen Einfluß gewinnen. Mein Wunsch, die englischen Etappenlinie zu durchschneiden, wäre von der See aus meiner Ansicht nach nur durch eine Seeschlacht der Hochseeflotte ausführbar geworden, nicht durch alleiniges Vorstoßen der leichten Streitkräfte. Bei meinem Drängen nach Betätigung der

Flotte, von dem später zu sprechen ist, war dies nur ein Teilgesichtspunkt. Seine nachträgliche Bestätigung gibt in diesem Augenblick (Anfang 1919) Lord Haldane, der, Zeitungsmeldungen zufolge, in einem Brief an die „Times“ es als Fehler der deutschen Strategie bezeichnet, daß „sie zögerte, sofort von ihren Ubooten und Torpedobooten Gebrauch zu machen, um den Transport der britischen Armee nach ihrer Mobilisierung am Morgen des 3. August zu verhindern“. Hätten wir dies planmäßig vorbereitet und dann versucht, so wäre zweifellos die englische Hochseeflotte erschienen, und die Seeschlacht hätte sich dann, je früher desto besser, entwickelt.

Moltke war ein schwerkranker Mann. Die Zügel schleiften am Boden, die Einheitlichkeit in den Operationen der Armeen ging verloren. Zu Moltke hatte ich trotz seines Unglücks als Persönlichkeit volles Vertrauen gehabt. Sein Nachfolger machte nicht den Eindruck, so vorgehult zu sein, um die Aufgabe zu bewältigen, die nach der Marne Schlacht mit der Ausweitung zu einem Erschöpfungskrieg ins Ungemessene stieg. Die Armee hatte bis dahin nur ein einziger Gedanke beseelt: Cannä. Im Erschöpfungskrieg aber mußte die Übermacht des Feindes dank seiner Seeherrschaft immer stärker zum Tragen kommen. Alle Landsiege versickerten in der beispiellos ungünstigen Gesamtlage Deutschlands. Eingekesselt zwischen Landfeinde, konnten wir uns nicht allein dadurch retten, daß wir uns wie ein Igel rings unangreifbar machten. Denn unsere Lebensfäden liefen über See. Darum konnten uns nur größte Kühnheit und Geschlossenheit retten. Auch der Landkrieg mußte sich dem Gesamtziel eingliedern. Nach der Marne Schlacht mußte die Armee umlernen. Die damalige Oberste Heeresleitung ließ das Suchen nach großen Endzielen vermissen. Hindenburg und Ludendorff aber, welche 1915 die Vernichtung der russischen Armeen durch Überflügelung von Kowno her in Aussicht stellten und deshalb mit dem Frontalangriff von Gorlice her nicht übereinstimmten, durften ihren Kriegsplan nicht ausführen. Wenn er glückte, wäre ihre Stellung gegenüber dem Hauptquartier freilich eine überragende geworden. Im Krieg braucht man ein bestimmtes großes politisches Ziel, auf das man mit konzentrierten politisch-militärischen Kräften losgeht. Und zwar entscheidet im Krieg der Hauptgegner. Teilsiege über Nebengegner sind bestenfalls Mittel zum Zweck. Das eigentliche Ziel durfte nur eins sein: die feindliche

Koalition ins Herz zu treffen. Ob wir dies Ziel erkannten, davon hing unser Schicksal ab.

Wer war aber der Hauptgegner? Für mich zweifellos der, welcher die größten Mittel und den umfassendsten Kriegswillen besaß. Das politische Hirn der Entente war stets London gewesen; es wurde immer stärker auch zum militärischen Gehirn. Bis zu jenem Aufbau einer neuen Ostfront im Jahre 1918 hat es keine wesentliche Chance ausgelassen. Demgegenüber mußten wir auch alle Siege über Rußland als Teilsiege auffassen, die dazu dienen sollten, unsere Kraft gegen den Hauptfeind frei zu machen, indem sie einen raschen Sonderfrieden mit dem Zaren ermöglichten.

Keine Zerstücklung des Zarenreichs aber, auf welche die deutsche Diplomatie und Demokratie ausgingen, half uns etwas, wenn wir den Hauptfeind nicht trafen.

2

Mit Recht schreibt das Volksgefühl nicht den Militärs, sondern dem Staatsmann Bismarck das Hauptverdienst an den gewonnenen Kriegen zu, welche uns frei, einig und wohlhabend gemacht haben. Solange unser Volk gesund und treu, unsere Wehrkraft unüberwindlich war wie in den ersten Jahren des Weltkriegs, hatte die Staatskunst politische, militärische und maritime Handhaben genug, um aus dem Krieg gegen England, in welchen sie hineingeraten war, mit Ehren wieder herauszukommen. Die Armee, die in ihrem Sondergebiet nicht darauf gedrillt war, England zu bekämpfen, unterschätzte diesen für sie sozusagen unangreifbaren Gegner. Ich war als Schwarzseher verschrien und im „Lion d'Or“ zu Charleville ging die Rede: „Es ist kein Offizier im Großen Hauptquartier, der nicht glaubt, daß der Krieg vor dem 1. April 1915 zu Ende geht außer dem Herrn Staatssekretär der Marine.“ In der angelsächsischen Welt wurde ich als ein Gegner angesehen, dessen Isolation innerhalb der deutschen Reichsleitung mit Befriedigung verzeichnet wurde. Denn dies begreifliche Vorwalten festländischer Gesichtspunkte bei der Armee wäre ungefährlich geblieben, wenn nur der Kanzler mit mir ging. Ohne richtige Politik, welche die maritime Lage mitberücksichtigte, war der Krieg auch militärisch nicht zu gewinnen. Wenn aber der Kanzler das Wesen des Weltkriegs begriffen

hätte, wäre auch die Armee willig gewesen, den englischen Etappenlinien gleich zu Anfang des Feldzugs eine größere Bedeutung beizumessen. Es wären dann auch jene see-militärischen Schläge gegen England ausgeführt worden, von denen in diesem und den folgenden Kapiteln die Rede sein wird.

Am 19. August 1914 sagte ich dem Kanzler in Gegenwart von Moltke und Jagow: Was wir gegen Rußland erreichen können, drückt nicht auf England, sondern entlastet es. Die Verhältnisse haben uns gezwungen, mit einer Front zu schlagen, die nicht unseren politischen Interessen entspricht. Der deutsch-russische Krieg ist in England sehr volkstümlich. Die englischen Staatsmänner sind unbedingt entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten. Unsere Zukunft kann nur gerettet werden, wenn wir England bedrängen. Es kommt für die Entscheidung des Kriegs einzig darauf an, ob Deutschland oder England länger durchhalten kann. Unbedingt notwendig ist es, Calais und Boulogne zu besetzen.

Dieser Gedankengang schien dem Kanzler nicht einzuleuchten. Er meinte, wir müßten selbst im Fall eines im Besten glücklichen Kriegs uns dort einschränken und unsere Kraft nach Osten wenden. Schon in der ersten Augusthälfte hatte der Kanzler einem gemeinsamen Bekannten erklärt: „Der Krieg mit England ist nur ein Gewittersturm, der rasch vorüberbraust. Nachher wird das Verhältnis besser als je.“ Bethmann ging darauf aus, eine Verständigung mit England zu suchen, und er hielt es deshalb für richtig, dieses Land auch mit unseren Kriegshandlungen schonend anzufassen. England wäre „eine Bulldogge, die man nicht reizen dürfte“. Bethmann suchte jetzt nach der Freundschaftshand, die er bei Greys Konferenzvorschlag nicht gefunden hatte. Er übersah, daß England, nachdem es einmal den Krieg unternommen, nun in klarer und kühler Folgerichtigkeit diesen Krieg auch gewinnen wollte. Der landmilitärische Standpunkt der Armee, eine gewisse Nachgiebigkeit des Kaisers und die unklaren politischen Vorstellungen weiterer deutscher Kreise gaben dem Kanzler die Möglichkeit, sein zusammengestürztes Kartenhaus immer aufs neue aufzubauen. Er dachte an Greys Friedlichkeit in den ersten Juliwochen zurück, und da er deren Grund, den großen Ernst des Risikos bei einem Seekrieg, nie begriffen hatte, so setzte er dieselbe Friedlichkeit auch noch voraus, als England den Entschluß zum Krieg gefaßt hatte und durch die Begleitumstände

des Kriegsausbruchs, sowie durch die Nichtbesetzung der Kanalküste, die Zurückhaltung der deutschen Marine und die Ereignisse an der Marne in der Aussicht auf den Sieg bestärkt worden war. England folgte jetzt, wie ich oben bemerkte, seinen alten Überlieferungen, im Krieg gegen die jeweils stärkste festländische Konkurrenzmacht zu wachsen. Mit puritanischem Pharisäertum war die praktisch-utilitaristische britische Politik, beherrscht von den Interessen des angelsächsischen Kapitals, ganz einheitlich entschlossen, das Deutschtum um so härter und unerbittlicher zu bekämpfen, je näher bis zum Juli 1914 schon die Möglichkeit gelegen hatte, daß wir uns friedlich durchsetzten. Wie konnte man glauben, daß England die Chance nicht voll ausnützen würde, die ihm jetzt gegeben war, um den ihm beinahe schon über den Kopf gewachsenen Wettbewerber doch noch, und zwar in letzter Stunde, niederzuschlagen! England steigerte seine Kriegsentschlossenheit, je mehr es sie bei uns vermisse. Lloyd Georges Einfluß wuchs über denjenigen Asquiths empor. Bei uns vollzog sich die umgekehrte Entwicklung; die entschlossene Richtung wurde zurückgedrängt. Dieser Weg mußte mit Sicherheit zur Niederlage führen.

Seit 1911 hatte unsere Politik aus chronischem Mißverstehen Englands bestanden. Jetzt wurde das fortgesetzt. Die Presse erhielt die Anweisung, nicht scharf gegen England zu verfahren. Wiederholt wurde das in den Sitzungen der Pressevertreter zu Berlin von seiten des Auswärtigen Amtes eingeschärft. Den Engländern ist das natürlich nicht verborgen geblieben, und sie zogen daraus ihre Schlüsse, freilich die umgekehrten, als Michel annahm.

Weil unsere Öffentlichkeit Englands Willen und Kräfte nicht kannte, nahm man sie halb als nicht vorhanden und sah nicht, daß wir unsere Niederlage annehmen mußten, wenn es nicht gelang, England so zu bedrängen, daß es eine Aussöhnung für vorteilhafter hielt. Die Erkenntnis Englands, deren Ansätze von Gneisenau und Friedrich List bis zu Karl Peters und A. v. Peetz reichen, war nicht durchgedrungen. In Bismarcks Zeit, welche hauptsächlich als Lehrmeisterin für die Gegenwart herangezogen wurde, hatten notwendigerweise andere Probleme und Bedingungen unserer Politik zugrunde gelegen. Außerhalb der Marine übersah man die Art von Englands Macht und seine Entschlossenheit, uns zurückzudrängen, um so bereitwilliger, als man sich keine Vorstellung davon machte, welche Mittel wir selbst schon besaßen,

um diesem Willen Englands entgegenzutreten. Die Marine aber war noch zu jung und zu wenig verwachsen mit der Nation, um sie mit ihrer Schwelge zu durchdringen. Diese im Laufe des Krieges sich steigernde Vereinsamung der Marine, welche straffe Staatsgesinnung mit überseeischer, für einen Weltkrieg geeigneter Erfahrung verband, zeigte, daß die Nation oder ihre Oberschicht für einen solchen Krieg nicht reif war. In den ersten Kriegsmonaten traten noch Männer aus allen Kreisen des Volkes an mich mit der Forderung heran, die Flotte zum Schlagen zu bringen; wenn später die öffentliche Meinung hierin erlahmte, so folgte sie nur der von der politischen Leitung eingeschlagenen Richtung.

Am 27. und 28. August habe ich anlässlich meines Planes, ein Marinekorps zur Kriegsführung gegen England von Flandern aus zu bilden, den Kanzler erneut bestürmt, seine Politik gegen England zu konzentrieren. Es war mir schon damals kaum begreiflich, wie man den Krieg gegen England allein zu Lande gewinnen wollte; vier Wochen später, als die Heeresfronten angefangen hatten, zu erstarren, erschien dies als eine völlige Utopie.

Ich stand, wie bemerkt, im Hauptquartier und besonders gegenüber den Diplomaten allein. Über meine Art der Auffassung konnte ich fast mit keinem mehr reden. In dieser Umgebung, die bewußt und unbewußt gegen mich in oberflächlichem Optimismus übereinstimmte, habe ich mich oft gefragt: Bin ich mit Blindheit geschlagen oder sind es die andern alle? Sehe ich zu schwarz? Habe ich mich in meiner ganzen Lebensarbeit über Englands hartnäckigen Herrschaftswillen wirklich getäuscht? Die führenden Kreise standen dem Wesen der Seegewalt und dem uns drohenden Schicksal stumpf gegenüber; sie wollten nicht sehen, daß England unsere Seeinteressen zum Versiegen bringen wollte. Als die Entwicklung des Krieges mir leider recht gab, enthüllte sich mir erst der fürchterliche Sinn jenes Wortes: *but you are not a seagoing nation.*

Ich stellte dem Kanzler immer wieder vor, daß England nicht aufhören würde zuzuschlagen, solange Aussicht bestünde, unsere Weltstellung zu brechen. Unsere Demokratie hätte dies am allermeisten fürchten müssen. Predigte doch Lloyd George: „Ich fürchte nicht v. Hindenburg, v. Mackensen und alle die anderen Bona, sondern den deutschen Arbeiter.“ Je länger sich das Knockout hinzog, desto gefährlicher wurde es für uns. Denn die britische Hauptwaffe, die Flotte, konnte nur durch lange Jahre der Blockade wirken. Auch zu Land vergingen Jahre,

bis England sein eigenes Heer geschaffen hatte, nachdem es keinen raschen Sieg durch fremde Heere errang. Unternahm aber England diese gigantischen Anstrengungen, die seine eigene Wirtschaftsordnung aufs Spiel setzten, dann wollte es sich auch in riesenhaftem Umfang bezahlt machen und ein Wiederaufleben des deutschen Volks nicht in Jahrhunderten befürchten brauchen.

Auf meine Versuche, den Kanzler von seiner unrichtigen Beurteilung und Behandlung Englands abzubringen, sprach Bethmann, seiner Eigenart gemäß, seine Ansicht wenig positiv aus. Es blieb aber nicht zweifelhaft, daß er in seinem alten Ideengang beharrte. Als am 19. August der Kanzler mir mitteilte, daß die Engländer holländische und für Holland bestimmte Getreideschiffe nach England wegführten, war er nicht zu bewegen, diesen Neutralitätsbruch in der von mir empfohlenen Form an den Pranger zu stellen. Ich sagte ihm schon damals: „Jeder offen gezeigte Wunsch, mit England zur Verständigung zu kommen, wird das Gegenteil bewirken und uns als Schwäche ausgelegt. Die äußerste Hartnäckigkeit, die wir England zeigen, ist das einzige Mittel, um es zum Einlenken zu stimmen.“

Ich stelle hier fest, daß mein Eintreten für einen geschlossenen Kampfwillen gegen England in den Jahren 1914/18 die Regierung niemals daran gehindert hat, einen Verständigungsfrieden mit England zu suchen. Ich spreche hier nicht in Verteidigung. Denn das in die Massen geworfene Schlagwort, ich hätte die Regierung an einem rechtzeitigen Frieden mit England gehindert, ist zu töricht, als daß ich mich dagegen zu verteidigen hätte. Niemals in den ganzen Jahren trat meines Wissens eine Stunde ein, in welcher England uns einen anderen Frieden gewährt hätte als den Frieden der Vernichtung. Niemals war mein Einfluß derart, daß ich eine Friedensmöglichkeit hätte durchkreuzen können, auch wenn ich gewollt hätte, und niemals hat der Kanzler mir eine greifbare Friedensmöglichkeit eröffnet. Ich spreche hier vielmehr von einem einfachen Gesichtspunkt der politischen Taktik, der um so wichtiger wurde, je mehr sich unsere Lage verschlechterte. Gerade wenn man zu einem leidlichen Verzichtsfrieden mit England kommen wollte, mußte man, im Kriege begriffen, einen kräftigen Kampfeswillen gegen England zeigen und die Annäherung an Rußland suchen. Ein solcher taktischer Gesichtspunkt ist so einfach und elementar, daß ihn alle Völker mit Ausnahme des deutschen befolgen. In den Lebensfragen

der Nation scheint aber der Deutsche nicht genug Leidenschaft aufzubringen, um diesen Grundsatz zu beherzigen¹⁾. Die letzte Aussicht, einen leidlichen Frieden mit England zu finden, ging verloren, als wir die umgekehrte Taktik der öffentlichen Friedensangebote beschritten. Um seinen guten Willen zu zeigen, gibt der Deutsche gern beim internationalen Geschäft seine Krümpfe von vornherein dem Gegner in die Hand, in der Hoffnung, ihn dadurch freundlich zu stimmen. Von den Friedensangeboten an sah die britische Staatskunst mit unbeirrbarer Sicherheit unsere innere Zerbröcklung fortschreiten. Der natürliche Instinkt mußte es verbieten, den Kriegsgegner nur mit der einen Hand zu schlagen, mit der anderen zu streicheln. So aber verfuhr wir, um den Hauptfeind „nicht zu reizen“. Besonders wer den Engländer kennt, weiß, daß man ihn nur durch Festigkeit und äußerste Entschlossenheit zu einem billigen Abkommen veranlassen kann. Welche berechnete Kritik haben Iren, Inder, Ägypter und andere unterjochte Völker an uns geübt. Sie wußten aus langer, leidenreicher Erfahrung, wie man Briten behandeln muß. Sie hofften, durch uns zur Freiheit zu gelangen und erlebten es nun, wie wir durch eine verkehrte Taktik uns selbst innerlich zum Untergebenen der Angelsachsen machten, als unsere äußere Kraft noch machtvoll da stand.

Als am 4. September 1914 alle bürgerlichen Parteien des Reichstags, damals noch in ungebrochener Einigkeit, eine wirksame Demonstration gegen England planten, indem sie von sich aus ohne mein Zutun eine Ergänzung des Flottengesetzes vorschlugen, verhinderte der Kanzler den Antrag. Eine solche Politik des Unterdrückens nationaler Entschlossenheit in einem solchen Krieg war krankhaft.

¹⁾ Ich wußte ihn zu schätzen, auch wenn er mir unbequem fiel. So hatte mir beispielsweise ein Jahrzehnt früher der Flottenverein, indem er weiter gehende Forderungen vertrat als ich selbst, und mich heftig und persönlich unangenehm angriff, tatsächlich die Durchsetzung meiner gemäßigten Forderungen beim Reichstag erleichtert. In diesem Sinn, als taktische Hilfe für die Regierung, um zu Friedensverhandlungen den unentbehrlichen Rückhalt an einer festen Stimmung im Volk zu haben, ist später die Vaterlandspartei gegründet worden. Ich wunderte mich oft und wundere mich noch heute, wie auch kluge Leute die Wirkung des Flaumachens auf das Ausland so gar nicht fühlten und deshalb die Vaterlandspartei vielfach für eine Brutstätte von kritiklosem Optimismus ansahen. Ihren eigentlichen Sinn konnten nur diejenigen verstehen, welche den vollen Instinkt dafür besaßen, daß wir nach außen kämpften.

Als ich in den ersten Tagen des November erfuhr, daß die Engländer, um den Zugang zum Kanal zu sperren, ein Kriegsgebiet durch Minenlegen in der offenen Nordsee geschaffen und damit einen besonders starken Bruch des bestehenden Seerechts begangen hatten, war Zagow nicht zu bewegen, die von mir entworfene Protestformel abzugeben. Das Auswärtige Amt arbeitete vielmehr mit dem für solche Materien bisher nicht zuständigen Admiralstab eine andere Erklärung aus, die von Spezialisten des internationalen Rechts vielleicht schön gefunden werden mag, praktisch aber mehr schadete als nützte, da sie mit ihren juristischen Spitzfindigkeiten Zweifel an unserem bisher streng beobachteten Festhalten am Völkerrecht erweckten. Sie war wirkungslos, weil sie den Vorbehalt der Vergeltung nicht enthielt.

Daß es besser gewesen wäre, den Engländern festen Kampfwillen zu zeigen, bestätigte sich durch immer neue Erscheinungen. Darum zitterte man in England, daß der Kanzler fallen und eine kräftigere Kriegsführung Platz greifen könnte; darum stiegen in London die Kurse, als mein Rücktritt sich vollzog. Umgekehrt legten die Engländer es geschickt darauf an, den Kanzler am Ruder zu erhalten. Seit sie 1911/12 einen Einblick in seine Geschäftsgebarung erlangt hatten, schien er ihnen die beste Gewähr für den Sieg zu bieten. Weite deutsche Kreise blickten deshalb auf Bethmann als den Vertrauensmann Europas, und unsere Demokratie, welcher seine Schwäche und Unklarheit aus anderen Gründen gleichfalls unentbehrlich war, pflegte gerne diese Legende. Der Mann, der das deutsche Prestige zerstört und durch seine Diplomatie der Welt das gefährlichste Material gegen uns geliefert hatte, sollte geeignet sein, die Engländer nachsichtig gegen uns zu stimmen. Der Kaiser aber glaubte sich an den Mann gebunden, der sich der deutschen Demokratie und den Engländern empfahl. So blieb Bethmann und wurde gehalten, trotzdem er in drei langen Kriegsjahren keinen Beweis dafür erbracht hat, daß England ihm einen billigen Frieden gewähren wollte. Aber die Engländer erklärten ja, an ihrer Unversöhnlichkeit wären nur die Vertreter der deutschen Wehrkraft schuld, nicht Bethmann, und wenn erst unsere Wehrkraft zerstört wäre, würde es uns gut gehen. Das wurde von vielen guten Deutschen ernstlich für wahr genommen.

Wie selbst Blätter vom Schlag der „Daily Mail“ durch Lob des Kanzlers ihn nicht zu diskreditieren, sondern zu festigen hofften, dafür

ein paar Sätze aus ihrem Artikel „Der Kanzler und der Seeräuber“ vom 31. August 1915 (nach unserem Arabic-Rückzug): „Es ist schwer, in Bethmanns Kampf mit Tirpitz nicht mit ihm zu sympathisieren. Im vergangenen Jahr war er Kanzler nur dem Namen nach. Sein Geschäft war vielfach, Deutschland aus den Verwicklungen zu ziehen, die ihm die wirklichen Leiter der deutschen Politik, die Armee- und die Marinebehörden auferlegt haben. Sie verfolgen ihren Lauf mit der üblichen Außerachtsetzung der Zivilansicht. Sein Amt ist, hinter ihnen aufzuwischen. Endlich beginnt er, eine Stimme zu fordern in der Entscheidung der Politik, deren diplomatische Folgen von ihm, nicht von ihren Urhebern getragen werden müssen.“ Derlei wurde bei uns Stellen vorgelegt, die es für bare Münze nahmen¹⁾.

Die handgreiflichen Beweise dafür, daß England und Frankreich vorerst mindestens keinen Verständigungsfrieden abschließen wollten, wurden überhört. Unser Friedensangebot vom Dezember 1916, das, soweit ich unterrichtet bin, durch großes Entgegenkommen begleitet war, wurde mit Hohn und dem bekannten Eroberungsprogramm der Entente beantwortet. Schon damals hätte man sich ähnlichen Bedingungen gegenübergesehen, wie sie im November 1918 die deutsche Regierung angenommen hat. Trotzdem wurde vom Kanzler und der Demokratie noch immer nicht begriffen, daß ihre Taktik falsch war. Die schiefe Ebene wurde weiter beschritten, die Zuversicht des deutschen Volkes untergraben, die der Feinde befestigt durch eine ununterbrochene Kette von Kapitulationsanträgen.

Das Schlimmste war, daß diese Politik sich mit Illusionen auf einen Ofsieg verquickte. Wollte man England für unbesiegbar halten und deshalb unsere Niederlage sofort annehmen, so war das immer noch besser als ein jahrelanger Erschöpfungskrieg mit dem gleichen Ende. Aber aus inneren Parteigründen kämpfte eine gewisse Presse in Deutschland gegen den Zarismus. Mit ihnen arbeitete leider unsere politische

¹⁾ Wie dagegen das wirkliche Bild unserer Verhältnisse in die englischen Volkskreise eingedrungen war, davon hat mir ein deutscher Offizier nach der Rückkehr aus britischer Kriegsgefangenschaft ein charakteristisches kleines Beispiel erzählt. Er hatte im Lager einen zum Militär eingezogenen englischen Kohlenhändler von seinen Kameraden mit dem Namen des Reichskanzlers belegen hören; als er nach dem Grund fragte, erhielt er zur Antwort: „We call him always Bethmann Hollweg because he says things which one must not say.“

Leitung zusammen. Auf die vermeintliche Unbesiegbarkeit Englands baute man einen deutschen Sieg über den „Zarismus“! Ich möchte hierfür ein bezeichnendes Beispiel anführen. Ein Beamter der Wilhelmstraße entwickelte diese bequem auf Englands Sieg zu gründende deutsche Zukunft am 12. April 1916 mit folgenden Sätzen:

„Für uns als Zentralmacht Europas ist es in erster Linie notwendig, auf dem Kontinent zu siegen und hier unsere Nachbarn zentripetal um uns zu gruppieren.¹⁾ Dieses Ziel durften wir nicht kompromittieren, indem wir uns ohne Not in ein Abenteuer²⁾ stürzen. Von dieser unserer festen europäischen Basis aus wollen wir planmäßig unsere Weltstellung und unseren Außenhandel ausbauen. Was bisher in dieser Richtung geschehen ist, ist ja nur Dilettantismus. Jede Schädigung Englands ist natürlich willkommen, aber umbringen können wir es nun einmal nicht. Deshalb müssen wir soviel Kraft und Kredit in der Welt reservieren, daß wir nach dem Krieg unsere Überflügelung der Engländer fortsetzen. Gefährliche ungenutzte Kraft liegt in Zukunft im russischen Boden, nicht im durchlöcherten englischen Geldbeutel. Ich glaube, daß der Frieden auf Kosten Rußlands eine mögliche Lösung bietet. Da er ja auf Kosten des reaktionären Rußlands gehen würde, so würde uns das auch künftige Verständigungen ad hoc mit einer anderen russischen Regierung nicht verschließen. Werden wir in Europa stark und zur Vormacht gen Osten, so wird die Verständigung mit England nicht schwer und vielleicht einmal der Fall eintreten, daß Albions Interesse mit dem der stärksten Kontinentalmacht im beiderseitigen Interesse zusammenläuft.“

Anfang Juli 1916 informierte Staatssekretär Helfferich die Häupter der deutschen Bundesstaaten mit folgenden Gedankengängen, die ich einer Denkschrift aus jenen Tagen entnehme:

Wir müssen zwischen England und Rußland optieren, um auch im späteren Frieden Rückendeckung gegen einen dieser beiden Hauptfeinde zu gewinnen. Diese Entscheidung hat für England und gegen Rußland auszufallen, weil das russische Programm mit unserer Stellung als Vormacht westeuropäischer Kultur und unserem Verhältnis zu Österreich-Ungarn, Balkan, Türkei unvereinbar ist. Zwischen England und Deutschland ist dagegen eine Teilung der Interessensphären möglich. Deshalb keine Flotte als Existenznotwendigkeit für Deutschland, da-

¹⁾ Polen!

²⁾ Ubootskrieg.

für möglichste Schwächung Rußlands. Wir müssen an einer Stelle ganze Arbeit tun, statt an vielen halbe. Englands Interessen würden uns gestatten, gegen Rußland ganze Arbeit zu tun. Die entschiedene Frontstellung gegen Rußland gibt unserem Verhalten im Weltkrieg die sittliche Grundlage wieder, die im Eintreten für Osterreich-Ungarn besteht, nicht aber im Kampf für die Freiheit der Meere. Die Entrüstung der deutschen Öffentlichkeit gegen England ist also auf Rußland abzulenken. Soweit Helfferich. Er schließt diesen Gedankengang mit den Sätzen:

„Obige Ausführungen werden dem Einwand begegnen, daß sie die Rechnung ohne den Wirt machen, insofern gerade in England Haß und Vernichtungsgelüste jede Verständigung unmöglich machen. Chamberlain kennzeichnet die Gesinnung mit der Forderung, die ihm auch schon vor dem Kriege entgegengetreten sei: ‚We must crush Germany‘; Chamberlain und mit ihm unsere Zeitungen und Flugblätter lassen aber den Nebensatz fort, welcher die logische Erklärung für die Feindschaft enthält, nämlich den Satz: ‚before it crushes us.‘

In diesen Abgrund tiefen gegenseitigen Mißtrauens, welches eine gewissenlose Demagogie gezeitigt und die Staatsleitungen nicht zu verhindern gewußt haben, welches aber in den tatsächlichen politischen Verhältnissen, d. h. in den Existenzbedingungen beider Länder in keiner Weise begründet ist, liegt die Tragik der Lage, und nur hohe staatsmännische Weisheit, verbunden mit einem alles niederzwingenden Willen, welcher von beiden Seiten gleich stark sein müßte, kann den verfahrenen Karren aus dem Sumpfe der Demagogie herausziehen. Diese Hoffnung ist nicht so eitel als sie scheinen mag; denn dem demagogischen Ministerium Asquith ist keine ewige Dauer beschieden. Der Wunsch der Engländer, uns zu vernichten, mag zum Teil die Möglichkeit einer Verständigung ausschließen; es nötigt aber keineswegs dazu, den Kampf da aufzunehmen, wo sie uns möglicherweise überlegen sind, das ist auf dem Wasser und in Agypten.“

Auch Helfferich sah also nur ganz vage Hoffnungen auf eine Verständigung mit England und nirgends etwas Greifbares. Aber diese leeren Wünsche genügten ihm und seinen Gesinnungsgenossen, um während der kostbaren und zur Rettung Deutschlands gegebenen Jahre gerade das Einzige zurückzuhalten, was England zum Einlenken bringen konnte, nämlich unsere Verständigung mit dem Zaren und die äußerste Entfaltung unserer Machtmittel zur See. Wir schlugen der englischen Seegewalt nicht die Bunden, die wir ihr beibringen

konnten, und so erreichten wir durch Sentimentalität, überkluges Rechnen und unmilitärische Auffassung des Seekriegs, daß in England der Wille sich durchsetzen konnte, dem starken deutschen Nebenbuhler schon in diesem Kriege jenen furchtbaren endgültigen Schlag zu versetzen, von dem er nie wieder aufstehen könnte. Im Herbst 1916, als die englische Ubootsabwehr einem gewissen Abschluß entgegenging und unser Mangel an Mut durch den Sufferfall weltbekannt geworden war, wagte Lloyd George schon das Wort vom Knockout.

Jene oben wiedergegebene Hoffnung eines deutschen Sieges auf Grund eines englischen Sieges erscheint wie ein Rätsel, obwohl sie leider die Schicksale Deutschlands in der schwersten Stunde bestimmen durfte. An dem Prestige Englands abprallend, nahm die deutsche Staatskunst wie ein Querschläger den ihr von England gewiesenen blinden Lauf gegen Rußland. Unzählige Deutsche in der Heimat und an der Front hatten einen richtigeren Instinkt, aber er kam nicht zur Geltung.

Zu dieser Weltanschauung der Wilhelmstraße gehörte dann noch weiter der unbezwingliche fromme Glaube, daß einem flottenlosen Deutschland das „Überflügeln“ Englands willig eingeräumt würde, während einem seemächtigen Deutschen Reich das nicht gestattet wäre. Wenn der Kanzler und seine Leute auf eine rasche und völlige Freundschaft mit England nach dem „Gewittersturm“ rechneten, so glaubten sie dies eben durch Preisgabe der deutschen Flotte erzielen zu können. Noch im Oktober 1918 haben deutsche Politiker unter Preisgabe des Ubootskriegs die Gnade der Angelsachsen zu erkaufen gewähnt. Das Erwachen Deutschlands nach dem November 1918 war grausam. Bessere Erkenntnis nützt jetzt nichts mehr.

Mein Standpunkt war: Entweder wir hielten England für unbesiegbar und nahmen dann die Niederlage je eher desto besser an. Oder aber wir versuchten durch Einsatz aller militärischen und politischen Mittel Englands Unbesiegbarkeit zu erschüttern. Praktisch kam für mich selbstverständlich nur der zweite Weg in Frage. Dann mußte man aber klar den Weg sehen, den man gehen wollte. Alles Klügeln und Harren, das nicht von dieser Alternative ausging, führte ins Verderben. Hiervon, nicht aus Ressortermägungen irgendwelcher Art, sind meine Kämpfe für die Besetzung der Kanalküste, für die Seeschlacht und für den rechtzeitigen Ubootskrieg ausgegangen.

Welche Mittel besaßen wir aber, um auf England militärisch zu drücken?

Bei Ausbruch des Krieges war ich überrascht, zu erfahren, daß der mir geheim gehaltene Operationsplan der Marine nicht vorher mit der Armee vereinbart worden war. Die Armee ging von der für sie wohl erklärlichen Auffassung der Seekriegsführung und überhaupt des Krieges gegen England als einer Nebensache aus. Deshalb hätte es einer vor dem Krieg unter Vorsitz des Reichskanzlers vorzunehmenden Aufstellung eines Einheitsplanes für einen Dreifrontenkrieg oder Weltkrieg bedurft. Eine solche Besprechung war aber, wie früher bemerkt, unterblieben. Nur eine einheitliche Oberste Seekriegsleitung hätte die Autorität besessen, um während des Krieges selbst das in der Marine angesammelte größere Maß an Kenntnis und Urteil über die Macht Englands zur Geltung zu bringen; eine solche Oberste Seekriegsleitung aber wurde nicht geschaffen.

Von den drei Möglichkeiten, England zu bekämpfen, will ich zunächst die Frage der Kanalküste berühren. Ende August war vorauszusehen, daß die Operationen der Armee uns an die flandrische Küste führen und die Einnahme Antwerpens nur eine Frage der Zeit sein würde. Eine Seekriegsführung von Flandern aus und eine nicht unwesentliche Verbesserung unserer seestrategischen Lage wurde damit möglich. Da von mir als Staatssekretär diese Aussicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte, so ergriff ich sie mit aller Kraft, und zwar durch Schaffung des Marinekorps und Ausbau der flandrischen Küste¹⁾. Darüber hinaus aber hätte es das Ziel einer scharfsichtigen Kriegsleitung sein müssen, Calais zu nehmen. Solange die Armee hoffte, Paris zu erobern, erwartete ich, daß uns der Gewinn der Küste von selbst zufiele. Ich lasse die Frage offen, inwieweit es richtig war, nicht die Küste von vornherein zum Ziel zu nehmen. Unsere Artillerie konnte auf Kap Grinez aufgestellt, den Verkehr durch den Kanal erheblich erschweren, unsere Seestreitkräfte konnten von dort aus stärker wirken. Die beständige Störung des auf die Themse eingestellten Verkehrs hätte dem englischen Wirtschaftskörper eine schwere Stockung zugefügt, welche damals, als die deutsche innere und äußere Kraft noch völlig ungebrochen dastand, die Friedensgeneigtheit hätte

¹⁾ Kap. 18.

wesentlich erhöhen können. Dazu kam später die Möglichkeit, von Kap Grinez aus London selbst zu beschießen, was sich bei längerer Kriegsdauer bedeutend wirksamer hätte gestalten lassen, als unsere 1918 ausgeführte Beschießung von Paris. Ich bin, wie früher bemerkt, stets gegen alle militärisch belanglosen Kriegsmaßnahmen aufgetreten, zu denen gelegentliche Fliegerangriffe auf Städte des Hinterlandes gehörten. Eine tatsächlich wirksame, konzentrierte Beschießung Londons dagegen mit allen Mitteln vom Lande und aus der Luft wäre gerechtfertigt gewesen als eines der Mittel, um den unmenschlichen Krieg abzukürzen, besonders da England in der härtesten Weise das Völkerrecht nur so weit gelten ließ, als es in seinem Interesse lag.

Das zweite Mittel, um England zu bedrängen, war die Seeschlacht. Die Entente hat uns durch die britischen Linienschiffe besiegt, welche die Hungerblockade ermöglichten und deren Prestige alle Völker der Welt vor den englischen Wagen spannte. Linienschiffe in erster Linie konnten uns retten. Von allen Vorwürfen, welche gegen mich erhoben worden sind, hat mich nur der einzige ernsthaft beschäftigt, daß ich nicht noch mehr Schlachtschiffe gebaut hätte. Indes hat der Leser schon aus einem früheren Abschnitt dieses Buches eine Vorstellung davon empfangen, daß die Schlacht für unseren Flottenbestand nicht aussichtslos gewesen wäre. Über die inneren Gründe, welche die Marine damals gelähmt haben, werde ich im folgenden Kapitel zu sprechen haben. Hier muß ich nur den Hauptgrund vorweg nehmen, das Versagen unserer politischen Leitung.

Der Kanzler vertrat, wie dargelegt, die Auffassung, England dürfte nicht gereizt werden, wenn wir zu einer Verständigung mit ihm kommen wollten; auch müßte die Flotte bei Kriegsende möglichst unverfehrt vorhanden sein, um bei den Friedensverhandlungen ein Gewicht auszuüben. Den letzteren Grund habe ich ebensowenig jemals begreifen können wie den ersten. Auch andere Persönlichkeiten wirkten in diesem Sinne. So schrieb Ballin an den Kabinettschef und an mich, wir sollten uns mit der „fleet in being“ begnügen; das wäre für den Verlauf des Krieges das einzig Richtige. Dieser Auffassung schloß sich der Kabinettschef an, der niemals besonders vom Frontgeist berührt gewesen und in seiner Immediatstellung mehr und mehr zum Kompromißpolitiker geworden war. Unter seiner und des Reichskanzlers Einwirkung stand Admiral v. Pohl, der mir noch am 12. November 1915 geschrieben

hat, daß „der Herr Reichskanzler mir (Pohl) gegenüber während meiner Tätigkeit als Chef des Admiralstabes mehrfach den Standpunkt vertreten hat, daß es durchaus geboten sei, daß die Flotte zum Friedensschluß unversehrt erhalten bleiben müßte“.

Es war nach meiner Auffassung der helle Widersinn, die Flotte in Watte zu verpacken. Die Flotte in being hatte Sinn für England, weil dessen Flotte dadurch ihren Zweck, die Meere zu beherrschen, erfüllte. Für Deutschland aber, dessen Ziel es sein mußte, das Meer sich frei zu halten, war der Grundsatz unsinnig. Ferner durften wir den Krieg nicht zum Erschöpfungskrieg ausarten lassen und mußten versuchen, die Sache kurz zu machen. Wie klug es die Engländer angefangen haben müssen, die Entschlußkraft maßgebender Männer in Deutschland zu lähmen, dafür zeugt der Ausspruch, den einer der nächsten Berater des Kaisers nach der Schlacht vor dem Skagerrak getan haben soll und der sich jedenfalls durchaus in die Gesamtstimmung dieser Kreise einfügt: „Schade! Wir waren nahe daran gewesen, von England Frieden zu bekommen.“ Unter solchen Einflüssen ist des Kaisers eigenes Werk zerstört worden. Im Juli 1914 trieb die politische Leitung eine gefährliche Politik, die, wenn sie überhaupt gewagt werden sollte, nur auf eine seemächtige Reichsgewalt gegründet werden konnte. Als der Krieg aber da war, wurde die Flotte tunlichst entwertet und der unmögliche Versuch unternommen, den Krieg gegen England vor Paris zu gewinnen, vor allem aber England durch militärisch schonende Behandlung zu einem für uns gnädigen Frieden umzustimmen, der nun einmal nicht zu bekommen war. Im Frieden hatte der Kanzler unsere Flotte im Innersten weggewünscht; im Krieg tat er, als ob sie nicht vorhanden wäre. Die deutsche Reichsleitung hatte sich eben niemals mit dem Gedanken befaßt, wie man einen Krieg gewinnt, sondern diese Sorge dem Generalstab der Armee überlassen, der wiederum nicht zuständig war für die politischen, wirtschaftlichen und seestrategischen Fragen eines Weltkriegs. So blieb des Kanzlers einzige Hoffnung für den Kriegsabschluß die auf — die Gutmütigkeit der Engländer.

Nun werden manche fragen: Was hätte uns selbst günstigstenfalls eine glückliche Seeschlacht genützt? Waren die Engländer nicht in der Lage, ihre Nordseeflotte bald wieder aus ihren Reserven zu ergänzen, nötigenfalls aber französische Schlachtkräfte mit heranzuziehen?

Demgegenüber ist zu sagen, daß die Weltgeltung der Engländer wesentlich auf dem Glauben an ihre unbesiegbare Armada beruht. Ein deutscher Seesieg oder selbst nur ein für England zweifelhafter Ausgang der Schlacht hätte das Ansehen Großbritanniens aufs schwerste getroffen. Man muß den Eindruck unseres Seesiegs bei Coronel auf das Ausland beobachtet haben, um die Bedeutung eines solchen Prestigeverlustes für England richtig einzuschätzen. Die Engländer waren sich der Wirkung dieser Waffentat bewußt; darum nahmen sie eine überwältigende Streitmacht aus der Heimat fort, um die Niederlage von Coronel auszuweihen. Aus Furcht vor einem größeren Prestigeverlust verfuhrten sie auch unserer Nordseeflotte gegenüber je länger je mehr mit der äußersten Vorsicht. Ob eine glückliche Seeschlacht für uns 1914 die Wirkung gehabt hätte, die Blockade zu sprengen oder nicht, war damals noch nicht entscheidend; denn die Engländer konnten bei ihrer überseeischen Stellung und dem Vorhandensein Japans sich einer erheblichen Schwächung ihrer Seemacht nicht aussetzen. Der Gesamtverlauf des Krieges wurde ein anderer, wenn wir damals an Prestige zur See gewannen. Der Übertritt Italiens ins feindliche Lager wäre verhindert worden, unsere Stellung zu den skandinavischen Staaten veränderte sich mit einem Schlage¹⁾. Insbesondere aber wuchs die Neigung des Zaren zum Sonderfrieden und unsere Aussicht auf eine Verständigung mit Japan in demselben Verhältnis, wie unsere Flotte durch wuchtige Betätigung nach Art der Armee unser Prestige hob und das englische schwächte. Die englische Flotte aber mindestens stark zu reduzieren, dazu hatten wir unbestreitbar die Kräfte. Die britische Seemacht lag wie ein Alpdruck auf der ganzen Welt der nicht angelsächsischen Mächte. Für die kleinen Seemächte waren wir, nicht England, der natürliche Rückhalt. Alles schaute auf uns. Es war die

¹⁾ Besonderer Erwägung schien mir eine Besetzung und Befestigung der Alandsinseln wert, die mir von schwedischen Freunden empfohlen wurde. Mit dem Besitz der Alandsinseln als Stützpunkt hatten wir den Bottnischen Meerbusen, die Hauptverkehrsstraße zwischen Rußland und England unterbunden und das Wohlwollen der Schweden verstärkt. Mit dem Sinken unseres Prestiges glitt die Stimmung und das Geschäftsinteresse Schwedens immer stärker nach England hinüber. Der Mangel einer Gesamtmobilmachung vor dem Krieg und die ressortmäßige Abgegrenztheit des Admiralsstabs mir gegenüber bewirkten, daß ich mich erst im Krieg selbst mit der Frage einer Abriegelung Rußlands durch die Besetzung der Alandsinseln beschäftigen konnte.

letzte Stunde der Freiheit der Welt. Auf der See wurde um noch größere Dinge gerungen als zu Lande; und dort, auf der See, kämpften auch die heimlichen Sympathien vieler unserer augenblicklichen Gegner auf unserer Seite. Nur stärkste Mittel konnten uns retten. Wir mußten die „Grand Fleet“ mindestens empfindlich schädigen. Jede Durchlöcherung der britischen Seegewalt aber warf sofort die indische, ägyptische Frage usw. auf, entzog England die weiteren Bundesgenossen, die es brauchte, um uns zu besiegen, und stimmte es zum Frieden. England war sich der Gefahr bewußt und schätzte unsere Seekräfte richtiger ein, als es bei uns daheim geschah; deshalb hatte es gezögert, in den Krieg zu treten und deshalb vermied es nachher die Schlacht. Unsere Aussichten standen im ersten Jahre gut, aber auch später noch leidlich. Die englische Presse äußerte sich im späteren Verlauf des Krieges im Sinne der britischen Admiralität, indem sie vor der Seeschlacht warnte. England könnte nichts gewinnen durch eine „precipitate and costly action“. „Solange die deutsche Flotte sich versteckt, ernten wir alle Vorteile der Seegewalt,“ schrieb der Daily Telegraph. War diese Seegewalt von uns bestritten und ungewiß, so hatten wir mindestens eine bessere Stellung den Neutralen gegenüber. So wie die englische Flotte verfuhr, konnten wir nur durch Offensivgeist, nicht durch passives Abwarten etwas gewinnen. Nur mit fast unerträglichem Schmerz kann man an die weltverändernde Wirkung denken, welche eine durchgeschlagene Seeschlacht in den ersten Kriegsmonaten gehabt haben würde. Ja schon eine unausgefochtene Schlacht in der Art der Begegnung vor dem Skagerrak hätte damals Großes gewirkt, während dieses siegreiche, aber nicht durchgeschlagene Treffen trotz unserer Vorteile dabei nach fast zwei Kriegsjahren keinen nachhaltigen politischen Erfolg mehr erzielen konnte. Die allgemeinen Verhältnisse hatten sich ja inzwischen schon zu sehr zugunsten Englands verschoben und befestigt, und die damals noch neutralen Völker hatten den Glauben an unseren Endsieg nach dem Einknicken vor Wilsons Niederborungsnote schon verloren.

Selbst eine für uns unglückliche Seeschlacht hätte unsere Aussichten nicht wesentlich verschlechtert. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die Engländer ebensoviel verloren wie wir. Schlimmeres als ihr Nichtgebrauch konnte unserer Flotte überhaupt nicht zugefügt werden.

Die angebliche Minderwertigkeit der deutschen Schiffe ist damals

als Ausrede erfunden und verbreitet worden, um die Untätigkeit der Flotte zu rechtfertigen; es ist dies eine der traurigsten und unheilvollsten Verleumdungen der deutschen Geschichte.

Die „Flottenpolitik“ der Vorkriegsjahre sollte nach des Kanzlers Wunsch als eigentliche Ursache des Weltkriegs hingestellt werden, obgleich sich England 1896 oder 1905 gegen das flottenlose oder flottenschwache Deutschland weit herausfordernder verhielt als im Juli 1914, nachdem wir eine Flotte gebaut und sie 1911/12 nicht preisgegeben hatten. Sollten aber die Flottenpolitik und ich als schuldig erscheinen, so war doch die Person des Kaisers beim besten Willen nicht von der Flottenpolitik zu trennen. Ohne ihn wäre sie gar nicht möglich gewesen. Nun beabsichtigte Bethmann durch ein grundsätzliches Fallenlassen der Flottenpolitik, d. h. in Wahrheit unserer Machtstellung gegen England, die Freundschaft und den Frieden von England zu erkaufen. Diesem Wahn, der der Natur des Weltkriegs widersprach, hätte der Kaiser als Führer des Seekriegs widerstreben müssen. Wenn man nun aber den Glauben verbreitete, daß die Flotte aus dem Grund nicht eingesetzt werden könnte, weil sie nicht leistungsfähig und ihr Material schlecht wäre, so war ich allein verantwortlich und der Kaiser für den Nichtgebrauch der Waffe vor dem Volk entlastet. Aus dem Zwiespalt der politischen Weltanschauung zwischen der Kanzlerpartei und mir entsprang so eine Flut von Verdächtigungen gegen das Material der Flotte, die erst durch die Probe vor dem Skagerrak ad absurdum geführt wurde. Vorher hatte man aber den Kaiser damit im Hintanhalten der Flotte bestärkt und die Latkraft der Marine gelähmt. Hätte sich der Kaiser anders beraten lassen und wäre er seinem eigenen, innersten Trieb gefolgt, so läge Deutschland heute wohl nicht in Trümmern.

Das altüberlieferte, wenn auch für unsere Zeit unerprobte englische Seeprestige hat uns besiegt. Es senkte in die Herzen der bei uns leitenden Männer die Furcht, unsere Flotte einzusetzen, solange es dafür Zeit war. Und so begann mit dem Nichtgebrauch der besten, ja zunächst einzigen Waffe gegen England das Trauerspiel der verpaßten Gelegenheiten¹⁾.

Nachdem hierdurch, ferner durch Italiens Eintritt in den Krieg und durch die Nichtausführung des Hindenburgschen Kriegsplans für

¹⁾ Für die Einzelheiten siehe Kap. 18.

1915 die Aussicht auf den russischen Sonderfrieden und damit auf die Lösung des Knotens zunächst ferngerückt war, fiel uns Anfang 1916 mit dem zur Ausführung gereiften Ubootskrieg noch einmal ein Gnadengeschenk des Himmels zur Rettung Deutschlands in den Schoß. Ein späteres Kapitel wird die Geschichte der Verworrenheiten erzählen, denen zufolge auch dieses letzte entscheidende Kriegsmittel um das ausschlaggebende Jahr zu spät eingesetzt und so die Sicherung unserer Zukunft verloren worden ist. Anfang 1916 waren wir, da die Zeit gegen uns arbeitete, nicht mehr stark genug, um ein weiteres schleichendes Aufbrauchen unserer Kräfte und unseres Prestiges zu ertragen.

Ich bin damals aus dem Dienst geschieden, weil die entscheidenden Persönlichkeiten unsere Aussichten zur See nicht erkannten und nicht dem wahren Ernst unserer Lage entsprechend handeln wollten. Der Wirtschaftskrieg war zur Hauptsache, die Armeefront war trotz den ungeheuren Kraftleistungen, welche ihr die Abwehrschlachten abnötigten, zum Nebenkriegsschauplatz geworden. Auch die großen Führer, welche 1916 an die Spitze der glorreichen Armee traten und ihre Kraft erneuerten, sahen sich jetzt nur noch begrenzten Entfaltungsmöglichkeiten gegenüber. Der Augenblick war gekommen, wo, wie im Siebenjährigen Krieg, der Sonderfrieden mit dem Zaren für uns endgültig zur Lebensfrage wurde.

4

Im Herbst 1916 hatte ich Gespräche mit deutschfreundlichen Russen, denen zufolge ich, im Zusammenhange mit anderen Anzeichen, glaube, daß die Möglichkeit eines Friedensschlusses bestand. Ich konnte und kann natürlich nicht voll übersehen, zu welchen Bedingungen ein solcher Friede erreichbar war. Aber man könnte sich wohl folgende Verhandlungsgrundlage als wahrscheinlich erfolgreich vorstellen: Wir hätten die serbische Frage entgegenkommend erledigen müssen, indem wir die zehn vom Zaren 1914 angenommenen Punkte des Ultimatum anerkannten und über die restlichen zwei ein Schiedsgericht entscheiden ließen, so daß im ganzen ein russischer Erfolg ohne österreichische Niederlage eintrat. Wir konnten zur strategischen Sicherung Ostpreußens gegen ähnliche Überfälle die Narewlinie verlangen und dafür den Russen ein entsprechendes Stück Ostgaliziens anbieten, wofür sich Österreich erforderlichenfalls im Sandschak Novibazar und in

Albanien schadlos hielt. Wir vermittelten den Russen die Durchfahrt durch die Dardanellen für Kriegsschiffe und, wenn sie ein Bündnis mit uns schlossen, eine Insel im Ägäischen Meer. Die Bagdadbahn gäben wir auf oder ließen die Russen an ihr teilhaben. Wir überließen ihnen Persien und übernahmen die russischen Schulden an Frankreich. Die Bedingungen konnten noch günstiger gestellt werden, wenn es den Russen gelang, auch unseren Frieden mit Japan zu vermitteln. Bezüglich Konstantinopels mußten die Russen einsehen, daß wir die Türkei nicht fallen lassen könnten. Wir hätten aber versprechen sollen, unsere Türkenpolitik allmählich abzubauen. Für die persönlichen Aufwendungen der Großfürsten usw. konnte gesorgt werden.

Österreich war für einen solchen Frieden zu gewinnen und dann auch Italien zur Verständigung gezwungen.

Den Japanern hätte man anbieten können, sie sollten Tsingtau an China zurückgeben; und wir behielten es ohne Befestigungen in Pacht, derartig, daß dort Japaner und Deutsche zu gleichen Rechten wirkten. Wir zahlten ihnen dafür eine gewisse Kriegskostenentschädigung und schlugen ein Bündnis vor derart, daß wir uns zur Bundeshilfe verpflichteten, wenn Japan außer von einer außereuropäischen Macht auch von einer europäischen angegriffen würde, sie umgekehrt, wenn wir außer von europäischen auch von einer außereuropäischen Macht angegriffen würden. Alles das soll nur ungefähr bedeuten, auf welchem Boden etwa versucht werden mußte, mit Rußland und Japan zur Verständigung zu kommen. Die Hauptsache dabei war und blieb zweifellos die englandfeindliche Orientierung unserer Gesamtpolitik. Die russisch-japanische Annäherung des Jahres 1916 bot die Unterlage zu diesem letzten großen antiangelsächsischen Bund.

Man hätte dies alles durch eine persönliche Unterredung mit dem Zaren einleiten müssen. Denke ich mich in die Lage eines Mannes hinein, dem der Zar vertraute, so hätte dieser ihm etwa folgendes sagen können: „Majestät haben mich ausdrücklich versichert, daß Sie keinen Krieg mit dem Deutschen Reich wollten. Ich glaube, daß es das größte Unglück ist, wenn Deutsche und Russen einander schwächen, und wenn es darin kein Halten gibt, so scheint die zukünftige Entwicklung beider Völker und der Thron der Hohenzollern und der Romanows gefährdet. Ich habe erfahren, daß E. M. überzeugt davon sind, daß ich die Freundschaft mit Rußland stets oben an stellte. Geben Sie mir

dementsprechend einen Mann zum Verhandeln, bei dem ich nicht das Gefühl habe, übers Ohr gehauen zu werden.“ Die Wirkung liegt nun freilich weniger in dem, was man sagt, als wie man die Gefühle des Unterredners aus Intuition und alter Beziehung trifft. Der Zar hatte Sinn für die Sprechweise z. B. eines Offiziers. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es möglich war, so mit ihm zu reden. In Stürmer hatte er überdies bereits den geeigneten Unterhändler ernannt.

Eine derartige Besprechung hätte herbeigeführt werden können durch ein Handschreiben des Kaisers an den Zaren, das dessen Selbstgefühl wieder herstellte und ihm mit der Tonart, die auf den Zaren sicher wirkte, gesagt hätte, reale Gegensätze unübersteiglicher Art lägen zwischen den alten Freunden nicht vor, das Unglück drohte aber unheilbar zu werden. Er schreibe ihm dies in Sorge um ihre Dynastien und im Vertrauen auf seine Diskretion mit der Gewißheit, daß der Zar den Brief nicht als Aktenstück verwerten würde.

Die Großfürstenpartei konnte, nachdem Nikolaj Nikolajewitsch entfernt war, keine unüberwindlichen Hindernisse entgegensetzen. Der Zar war ein ehrenhafter Mann. Eine solche Möglichkeit, aus der Sackgasse herauszukommen, wäre ihm verlockend erschienen, und eine solche Unternehmung hätte bei der damaligen Stimmung am Zarenhose nicht anders als mit einem Erfolg enden können.

Der Anknüpfungsversuch durch die viel zu auffällige Entsendung des hierfür wenig geeigneten Prinzen Max von Baden war zum Scheitern verurteilt. Ebenso der verfrühte Versuch über den dänischen Königshof, der nur die Dänen in unser Friedensbedürfnis einweihte. Vor allem aber gelang nichts derart, solange Bethmann immer noch auf die Russen einhieb, so daß sie glauben mußten, er würde sie an die Engländer und Polen verraten. Ich frage mich, ob es den deutschen Anhängern des Kanzlers selbst verborgen bleiben konnte, daß seine Persönlichkeit die Realisierung der Petersburger Friedensstimmungen erschwerte. Der Zar hätte vermutlich einen direkten Schritt des Kaisers so beantwortet: Ich bin zum Frieden bereit, aber nur mit einer Regierung, welche mir Gewähr gibt für einen englandfeindlichen und russenfreundlichen Kurs, und die auch Japans Vertrauen genießt. Der Geist unserer politischen Leitung, wie er etwa aus der oben angeführten Helfferichschen Denkschrift spricht, mußte allerdings diese beste Chance für Deutschlands Rettung verpassen.

Wir hatten in unserer ganzen Geschichte niemals den Russen soviel zu bieten wie 1916.

Es eröffneten sich dann noch weitere, entferntere Perspektiven, so z. B. eine Revision des Prager Friedens für den Fall, daß Dänemark im Gefolge Rußlands in ein engeres Verhältnis zu uns beiden trat, wie es den natürlichen Interessen und der geographischen Lage Dänemarks zu Rußland und Deutschland entspricht. Wir konnten unter Vermittlung des Zaren die Franzosen durch Abtretung etwa des von ihnen eroberten kleinen Stückes Elsaß bei ihrer damaligen Lage ebenfalls zum Frieden veranlassen. Der ganze Festlandsfrieden mußte und konnte von Petersburg her aufgerollt werden.

Als die selbstmörderische Politik Bethmanns und der deutschen Demokratie den Polenstaat errichtete, die Russen in neue Feindschaft trieb und in die Revolution gleiten ließ, als endlich der unter verschlechterten Umständen verspätet begonnene Ubootskrieg und diplomatisches Ungeschick die amerikanische Kriegserklärung heraufbeschworen¹⁾, war die äußere Lage Deutschlands so festgefahren, daß fortan die Entscheidung des Kriegs hauptsächlich in inneren Faktoren zu suchen war, im Wirtschaftskrieg, in den Nerven und der vaterländischen Gesinnung des deutschen bzw. des englischen Volkes.

5

Die Angelsachsen hatten voll erkannt, daß in so ungeheurem Ringen die Macht der Ideen den Sieg auf den Flügeln trägt. Sie riefen hinaus in allen Sprachen: „Hört ihr Völker der Erdenrunde, hier ist ein Volk unter uns, welches beständig die Eintracht stört, Krieg erklart und die Welt erobern will, während wir euch stets nur die Freiheit bringen. Mit dem Elsaß hat es angefangen, jetzt versucht es dasselbe in Belgien, und wenn es Erfolg hat, kommt ihr daran. Dies Volk wird von einer blutigen Militär- und Junkerkaste in Sklavensketten gehalten, und der Kaiser, ihr Autokrat, läßt nach Belieben die Welt in Flammen aufgehen. Helft uns das Volk niederzuschlagen, damit wir es nach Verdienst bestrafen können. Erst wenn das erreicht ist, können wir den von allen edlen Menschen gewünschten Völkerbund schließen, und Friede wird auf Erden sein. Die Mensch-

¹⁾ Kap. 19.

Sirpis, Erinnerungen

heit wird eine Herde von Lämmern bilden, und soweit nötig wollen wir freiwillig den Hirten abgeben." So etwa floß es von den Lippen der angelsächsischen Führer in tausend Tönen und zähester Wiederholung. An solchen Reden berauschten sie sich selbst und ihre Völker. Damit diese aber auch den nötigen Haß aufbrachten, um den Krieg bis aufs Messer durchzuführen, riefen sie in die Welt: „Seht diese Deutschen, welche die Kunstwerke Frankreichs zerstören, seine Frauen schänden und den Kindern in satanischer Wollust die Hände abhacken.“ Dazu rollte das Gold des Feindes in allen Ländern und auch in Deutschland, wo es nur Boden fand. Aber schlimmer als das, man faßte den Michel an seiner Weltfremdheit und an jenem Zug der Selbstvernichtung, der unsere tausendjährige Geschichte wie ein blutiger Faden durchläuft. Man benutzte mit Geschick den auch in Deutschland stellenweise eingedrungenen internationalen Kapitalismus und jenes Ferment der Dekomposition, welches in Organen wie der „Frankfurter Zeitung“ eine so geschickte Vertretung hat.

Was stellte nun die politische Führung Deutschlands diesen geistigen und kaufmännischen Waffen unserer Feinde entgegen?

Sie konnte sagen: „Ihr Angelsachsen habt seit Jahrhunderten die Völker des europäischen Festlands gegeneinandergetrieben. Aus Stammesresten und Länderstücken hat Preußen das zersplitterte Deutschland wieder zusammengefaßt, und je stärker es wurde, je mehr hat es sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß es unsere Sendung sei, für die Freiheit Europas einzutreten, gegenüber den jenseits der Meere entstehenden Riesenmächten. Denn in seiner vom Meer umflossenen mannigfaltigen Gliederung wird Europa stets die höchsten geistigen Werte erzeugen, wenn seine vielen, eng aneinanderstoßenden Einzelkulturen sich frei entwickeln und gegenseitig befruchten können. Deutschland steht und fällt mit Europa und Europa mit ihm. Darum liegt es im eigensten Interesse Deutschlands, die Völker des europäischen Festlands völlig frei und damit leistungsfähig zu erhalten. Ihr Angelsachsen aber unterjocht die Völker leiblich und geistig. Seht, ihr Völker der Erde, wieviele von euch mehr oder weniger schon zum vegetierenden Vasallenleben herabgesunken sind, und wie groß diese Gefahr in der Zukunft erst wird. Wir kämpfen daher für die Freiheit aller Völker der Erde gegen die alles verschlingende Tyrannei des Angelsachsentums.“

Ihr werft uns Militarismus und Autokratie vor, während bei euch zur Aufrechterhaltung des Kriegswillens die schärfste Diktatur besteht, die die Geschichte kennt, und einzelne Männer ohne Rücksicht auf persönliche Freiheit oder demokratische Grundsätze die militärische Gewalt mit drakonischer Strenge ausüben. Mit eurem Geschrei über unseren Militarismus meint ihr in Wirklichkeit die allein in der Welt noch frei dastehende Macht Deutschlands, das seine eigenen Wege geht und das Gleichgewicht Europas erhalten könnte. Euere Machthaber in der City von London und der Wallstreet von New York wissen ganz genau, daß nur dieses Deutschland ihnen noch im Wege steht, ihre kapitalistischen „Verständigungsgedanken“ auf die ganze Welt zu übertragen. Gelingt es ihnen aber, diesen letzten Stein wegzuräumen und das unbeschränkte Weltmonopol zu erringen, dann freilich wird eine pax Britannica die Kirchhofsrube der Welt für lange Zeiten herbeiführen.“

Ein ähnlicher Gedankengang wie der vorstehend unrichtige hätte auch schon vor dem Kriege mit allen Mitteln verbreitet werden müssen, da unser Volk der großen Ziele sehr entbehre, der nationale Sinn bei uns nicht gleichmäßig entwickelt, die Macht der Angelsachsen falsch bewertet, die Erkenntnis, daß wir der Macht nach außen nicht entbehren können, von kosmopolitischen Utopien vielfach überwuchert war. Im Kriege aber, als es sich um Sein oder Nichtsein handelte, mußte der Willen zum Leben entflammt und wachgehalten werden.

Was tat dagegen unsere politische Leitung? Wohl wehrte sie manchmal Verleumdungen ab. Im übrigen klang ihre Tonart etwa so: „Wir haben zwar den Krieg erklärt, wir wollen uns aber nur verteidigen, nicht euch schlagen. Wir haben Belgien zwar Unrecht getan, wollen es aber nachher möglichst wieder gutmachen; wir wollen es nicht ganz erobern, aber doch etwas davon behalten. Ein Ziel, einen Zweck, eine Idee haben wir bei diesem Kriege überhaupt nicht. Wir kämpfen zwar für das Gleichgewicht auf dem Meere, aber vorerst nur mit Worten, da wir zugleich verhindern müssen, daß die reaktionäre und zudem so bestechliche russische Beamtenschaft wieder die ritterlichen Polen beherrsche. Daß die Angelsachsen sich durch die leidige Flotte bedrückt fühlen, kann ich verstehen; ich billige ihnen zu, daß sie so fühlen, obwohl unsere Flotte eigentlich nur halb so stark ist wie die englische allein genommen. Seid doch hierüber nicht

so böse, ich, euer Freund, habe die leidige Flotte nicht verhindern können, obwohl ich als Reichskanzler eigentlich die Macht dazu gehabt hätte und verantwortlich bin. Auch habt ihr nicht ganz unrecht, wenn ihr sagt, wir sind weniger demokratisch als ihr eingerichtet. Eine zusammenfassende Staatskraft war zwar aus unserer Eigenart, unserer geschichtlichen Erfahrung und unserer geographischen Lage nötig, und der Kaiser besitzt auch nicht die verfassungsmäßige Macht wie der Präsident Wilson, aber wir wollen das schon ändern. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir das Elsaß mit seinem Vogesenwall längst den französischen Propagandisten ausgeliefert, damit es ganz frei sei. Die Fraktionsinteressen des Reichstags unterstütze ich im Grunde lebhaft, um den demokratischen Gedanken bei uns zum Durchbruch zu bringen. Es wäre zwar besser, wenn wir solche inneren Veränderungen erst nach dem Kriege vornähmen, denn sie lenken die Augen unseres Volkes zu sehr von dem furchtbaren Ernst seiner Schicksalsstunde ab; aber ich fühle im Einverständnis mit meinen demokratischen Freunden, daß wir durch unsere Demokratisierung eure Zuneigung und die gute Gesinnung der Welt uns sichtlich erwerben. Darum gehe ich schon jetzt in dieser Richtung vor, und da ich euch edle Gesinnung auch als heutiger Feind zubillige, so werden wir bald zu einem Frieden kommen, der gerecht ist nach allen Seiten."

Um solchen Gedankengängen in Deutschland Geltung zu verschaffen, wurde der natürliche Instinkt unseres Volkes, wie er beim Kriegsausbruch überwältigend zutage trat, planmäßig durch Pressezensur und durch ein von der Wilhelmstraße ausgehendes Kanalsystem des Stimmungsdrückens, vor allem aber durch den von der Demokratie entfachten Streit um innere Kriegsziele abgelenkt und gebrochen, so daß schließlich tatsächlich die Moral unseres Volkes und die Kraft seines Widerstandes niedergingen und es den Glauben an sich selbst verlor. Bei der großen Gefahr, gegen die wir standen, wie jeder Staatsmann übersehen mußte, war hoher Flug der Ideen und volle Erhaltung der Moral vom ersten Tag des Krieges an unerläßlich, wenn wir den Kampf bestehen und zu einem Ende kommen wollten, das uns ermöglichte, die schweren Schläge des Kriegs einigermaßen zu heilen und die Sendung Preußen-Deutschlands fortzuführen.

Aus tausend Wunden blutend, schlecht genährt, mit dem Rücken an die Wand der Heimat gelehnt, stand der beste Teil des Deutschlandes

im Kampf um sein Dasein, als ihm die Wand von hinten zer-
schlagen wurde und er, die Besinnung verlierend, in Fieberdelirien
ausbrach.

Der Fluch der Geschichte und unserer Nachkommen, falls das
Deutschtum erhalten bleibt, wird auf denen lasten, die hierzu bei-
getragen haben.

6

Die politische Leitung warb nicht rechtzeitig Bundesgenossen und
Sympathien; sie gab dem deutschen Volk keine ermutigenden Ideale
für den Krieg. Sie hat ihm aber auch die Augen nicht geöffnet
für die Schrecken der Niederlage. Das Schlagwort vom reinen Ver-
teidigungskrieg war eine Illusion, die uns ins Verderben führen mußte,
weil England unsere Weltstellung während des Krieges schon zerstört
hatte; da war nichts zu verteidigen mehr, sondern günstigstenfalls
durch den Frieden neu aufzubauen. Das deutsche Volk konnte nicht
leben, ohne durch den Friedensschluß diesen Wiederaufbau zu sichern.
Die gedankenlose Phrase vom reinen Verteidigungskrieg verschleierte
den Massen diese Notwendigkeit. Wie anders Lloyd George, der vom
Knockout sprach! Diejenigen Deutschen aber, welche die Alternative klar
sahen und wahrheitsgemäß aussprachen, daß entweder England seinen
Vernichtungswillen oder wir unseren Lebenswillen durchsetzten und daß
es ein Drittes nicht gäbe, wurden von unsrer Regierung dem Haß
der einsichtslosen Massen preisgegeben. Bethmann tat genau das Gegen-
teil der Staatsvermunft, mit welcher Lloyd George und Clemenceau
ihre Völker zum Sieg führten. Stets richteten der Kanzler und seine
demagogischen Freunde die scharfe Spitze ihrer Politik nach innen
statt nach außen. Damit aber erschlugen sie den Widerstandswillen
des Volkes und bereiteten den Zusammenbruch vor, bis das Volk
und seine zur Herrschaft gelangten Demagogen sich waffenlos den
Feinden zu Füßen legten mit dem Ruf: „Wir, die wir stets an
das Weltgewissen glaubten, schwören ab den fluchwürdigen Macht-
politikern, welche euch als raubgierige Feinde auffassen möchten.
Wir wollten niemals den Sieg, ja wir fürchteten ihn, da er das Joch
der Autokratie und Militärkaste auf dem Nacken des geknechteten
deutschen Volkes gelassen hätte. Jetzt hat die Niederlage das deutsche
Volk von der Zwingherrschaft des Kaisers und der Militärs befreit,

glücklich und einer herrlichen Zukunft würdig gemacht. Jetzt zwingen wir euch, nicht durch hassenswürdige Macht, sondern durch schöne und gute Worte, das deutsche Volk zu lieben und seine Interessen zu fördern. Wir wollen das Vertrauen des Auslandes erwerben, wir machen den Weg frei vom Imperialismus zum Idealismus, das heißt, wir säen in deutsche Herzen nicht den Haß gegen den Imperialismus der Briten, die uns verhungern ließen, oder gegen Franzosen und Polen, die unseren Leib in Felsen reißen, sondern den Haß gegen die Männer, welche das Deutsche Reich einst mächtig gemacht, Armeekorps und Schiffe zu seinem Schutz geschaffen und unsere Wohlfahrt durch einen festen Damm gegen habgierige Nachbarn geschützt haben.“

Dieses Ende der deutschen Macht ist vorbereitet worden durch die Betörung der deutschen Massen seit Anfang des Krieges. Die Vorgespiegelungen, die Scheidemann und Genossen mit Duldung der Regierung dem deutschen Volk gemacht haben, berühren nach der furchtbaren mittlerweile eingetretenen Wahrheitsprobe heute erschütternd. Sie enthielten etwa Folgendes:

1. „Wenn Deutschland sich nur demokratisiert, ist der Verständigungsfriede da. Nur Monarchie und Militärmacht verhindern ihn.“

Nachdem die Northcliffepropaganda zur Unterwühlung unseres Heeres sich mit Erfolg dieses ihr von der deutschen Demokratie gelieferten Sprengstoffes bedient hatte, ruhten Prinz Max von Baden, Erzberger und Scheidemann nicht, bis sie ihren „Frieden des Rechts, nicht den der Macht“ unter Beseitigung von Monarchie, Militärmacht, Ehre und Freiheit des deutschen Volkes erprobt hatten.

2. „Wenn wir nur offen erklären, daß wir Belgien herausgeben wollen, so ist der Verständigungsfriede da.“

So flogen seit 1917 unaufhörlich die Friedenstauben über unsere Grenzen hinaus, den Verzicht auf Belgien in ihren Schnäbeln tragend. Jedes dieser Angebote festigte bei den Feinden den Entschluß, abzuwarten, bis ihr Kriegsziel, der Ruin Deutschlands, durch den offenbar wirkenden inneren Zerfall erreicht wäre.

3. „Die Junker, Schlotbarone und Annexionisten haben den Krieg gemacht und verlängern ihn, um zu verdienen. Werfen wir sie nieder, so reichen die befreiten Völker sich die Hände, und der ewige Friede ist da.“

Schon die Römer konnten auf die innere Zwietracht der Deutschen ihre Politik aufbauen. Der Entente kam zu Hilfe auch noch der Neid verheßter Klassen, die immer bereit sind, die wirklichen Erhalter ihrer eigenen wirtschaftlichen Existenz zu vernichten, weil diese „mehr verdienen“ als sie selbst.

So begrüßten viele Deutsche die „Morgenröte der Revolution“. Unser starkes, stolzes, geachtetes Reich ist zerbrochen, nicht vom Feind, sondern von innen her. Weil das Volk nicht reif war, seine politische Aufgabe in dem von Bismarck errichteten Rahmen zu erfüllen, brach das unbesiegte Heer zusammen. Der Mann auf der Straße fühlt in London oder Paris von selbst, was dem Staate nützt. Bei uns sammelt er sich Illusionen aus einer gewissen Presse und Parteirichtungen, die ihn wie Hans im Glück immer darüber hinwegzutäuschen verstehen, daß er von Stufe zu Stufe heruntersinkt. Erst im März 1919 stellte der Sozialist Paul Lensch in der „Glocke“ fest, wie kleinlaut jene Elemente bei uns würden, die wie das „Berliner Tageblatt“ und die Presse seines Schlages jahrelang versicherten, wir brauchten nur die „Alldeutschen“ zum Teufel jagen und offene Erklärungen über Belgien abgeben, und ein billiger Frieden wäre uns sicher. Ob die von Lensch charakterisierte Presse je kleinlaut wird, weiß ich nicht. Wohl aber bin ich mir, wie jeder, der die Auslassungen z. B. der „Frankfurter Zeitung“ mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat und nach seiner Gesinnung auf dem Boden des Deutschen Reiches steht, darüber klar, daß im Frieden und im Krieg dieses Blatt den Todfeinden Deutschlands der Wirkung nach in die Hände gearbeitet hat. Mit einer bei englischen oder französischen Zeitungen undenkbaren nationalen Instinklosigkeit hat diese Zeitung den Staat beföhdet und seit Bismarcks Zeit stets diejenigen Entschlüsse befürwortet, welche Deutschlands Macht und Würde zu schwächen geeignet waren; sie ist dem Deutschtum in jedem kritischen Augenblick in den Rücken gefallen; und sie hat zuletzt folgerichtig die Revolution, d. h. den Ruin der deutschen Ehre und Zukunft, freudig begrüßt. Bei der Betörung des deutschen Volkes aber bedient sich diese Zeitung geschickt des weltbürgerlichen Dünkels vieler unserer Volksgenossen, welche die Seele anderer nationalstolzer Völker gar nicht verstehen. Sie schließen von sich selbst auf die Fremden. Treuherzig und naiv oder auch unklar und pflichtvergessen versäumen sie jede Möglichkeit zu politischem

Geschäft und zur Kraftentfaltung. Sie sehen nicht, wie jede Schwäche sofort ein Vordringen der Feinde und vermehrte Angriffe nach sich zieht; sie sehen nicht, daß Deutschlands Freiheit und erträgliche Wirtschaftsgestaltung bei unserer Weltlage nur durch verdoppelte Einigkeit, Lauterkeit und Opfergesinnung Aller erhalten werden kann.

Ein anderer Sozialist, der Reichsminister Dr. David, sagte Anfang 1919: „Der Hauptgrund unserer Niederlage wäre die Schwäche unseres nationalen Staatsgefühls.“ Das ist sehr richtig. Schon vor langen Jahren hat mir ein italienischer Freund, Admiral Bettolo, gesagt: „Die einzigen gefährlichen Sozialisten sind die Deutschen, da sie ein Dogma, eine Religion aus ihrer Parteilehre machen und in erster Linie Genossen, erst in zweiter Deutsche sind. Bei den englischen, französischen und sogar bei unseren italienischen Sozialisten ist das umgekehrt.“ Meine im Herbst 1914 vorübergehend genährte Hoffnung, die national verständigen Elemente würden in der Sozialdemokratie die Oberhand gewinnen, zerrann bald in Nichts. Zu tief saß die jahrzehntelange internationalistische Propaganda des Marxismus, der beschränkte Klassenneid und der deutsche Hang zu Utopien. Eine Reihe tüchtiger Männer in der Sozialdemokratie bewies während des Krieges gesunden nationalen Instinkt. Hätte die Regierung sie gestärkt, statt einsichtslosen oder böswilligen Demagogen des internationalen Flügels nachzulaufen, so wäre in der Schule des Krieges die Arbeiterschaft vielleicht zuverlässig zu deutscher Staatsgesinnung herangereift, dann würde es ihr in der Welt jetzt wohl ebenso gut ergehen wie der englischen Arbeiterschaft. Aber die Linke bewies dem preussisch-deutschen Staat, dem besten aller Staaten, schändlichen Un dank. Die Staatsweisheit und Überlieferung Friedrichs des Großen und Bismarcks galten als überlebt im Vergleich zu den Anschauungen von Agitatoren, deren bloße Namen zu nennen dem Gefühl der Deutschen widerstreben muß, obgleich diese doppel sinnigen Persönlichkeiten unser Land nicht nur ruinieren, sondern zum Lohn zuletzt auch regieren durften.

So kämpften weiteste Kreise unseres Volks mit Leidenschaft an gegen die Wahrheitsliebe derjenigen, welche von Anfang an sagten: Wir mögen tun was wir wollen und dem Feind anbieten was wir wollen, dieser Krieg endet doch entweder mit unserer vollen Selbstbehauptung oder unserer Zerschmetterung.

Indem aber Deutsche selbst einen solchen Standpunkt bekämpften,

lähmten sie unsere Kräfte von innen heraus. Nach den ersten Kriegsjahren wußten die Feinde, daß sich Deutschland innerlich an diesem Gegensatz zerrieb. Dies gab ihnen größere Zuversicht als ihre äußere Übermacht. Scheidemann glaubte durch lauten und heftigen Verzicht auf den Gedanken des Siegs die „Genossen“ in Feindesland zum gleichen Vorgehen zu ermutigen. Er bemerkte nicht, daß er gerade umgekehrt wirkte und durch sein Verhalten den Chauvinisten in Feindesland Oberwasser über die Friedensfreunde verschaffte. Und was für andere, wirkliche Annexionisten gab es doch bei den Feinden, verglichen mit dem, was in Deutschland so bezeichnet wurde.

Ein Bekenntnis zu positiven Kriegszielen durch die Regierung und die Mehrheitsparteien hätte tatsächlich Verhandlungen über einen Verständigungsfrieden mit England nicht verhindert, sondern gerade gefördert. Der Deutsche allein verkennet, daß Siegesziele, deren Wünschbarkeit der eigenen Bevölkerung begreiflich gemacht wird, geschäftsmäßig die Forderungen der Gegner draußen herabstimmen.

Es gibt eben im Daseinskampf eines Volkes nur eine Stimmung, welche seine Waffen unüberwindlich macht. Sie liegt in den Worten:

„Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Hammer oder Amboss sein.“

Die Massen wußten infolge des Verhaltens von Regierung und Parteiführern gar nicht, daß die geschmähten Annexionisten nichts weiter vertraten als diese Wahrheit. Sie sahen in ihnen Ungeheuer und verurteilten sie, ohne sie zu kennen.

Der Abgeordnete Cohn lehrte sie:

„Der Krieg geht für die Reichen,
Der Arme zahlt mit Leichen!“

Das Wort „Kriegsverlängerer“ wurde zum Schimpfwort. Gambetta war von seinem Volke in den Himmel gehoben worden, weil er ihm durch seine Gabe, den Krieg zu verlängern, günstigere Friedensbedingungen, vor allem die Ehre und das Selbstvertrauen, die Grundlage jedes nationalen Wohlstandes, gerettet hatte. Das deutsche Volk

sah nicht, daß England keinen Verständigungsfrieden haben wollte — wie prompt wäre jede Möglichkeit dazu unsererseits aufgegriffen worden! —, sondern nur darauf wartete, bis die Unvernunft unserer mißleiteten Massen die „Kriegsverlängerer“ gestürzt, d. h. die Sammlung der Kräfte und Anspannung der Energie zerstört haben würde. Das Ziel der Feinde war, wie heute auch dem blödesten Blick offen liegen muß, unser Untergang. Zu einem Verständigungsfrieden hatte England schon deshalb keine Veranlassung, weil es denselben bei der Art unserer Politik und der von ihr beeinflussten Kriegsführung immer noch zur rechten Zeit haben konnte. England wollte also mehr. Da aber war für jeden rechten Deutschen auch der längste Kampf und die geringste Aussicht auf Sieg lieber aufzunehmen, als das vernichtende Endurteil ohne zwingende Notwendigkeit anzuerkennen. Letzteres war glatter Volksverrat.

Ich erkenne natürlich keinen Augenblick, welchen Anfechtungen die Nervenkraft der Massen des deutschen Volkes infolge der Hungerblockade ausgesetzt war. Die physischen und seelischen Einwirkungen dieses grausamsten aller Kriegsmittel, dessen Einführung in den modernen Krieg England vorbehalten war, dürfen nicht unterschätzt werden und bilden für die allmählich nachlassende Widerstandskraft im Volke eine starke Entschuldigung. Umso mehr aber erwuchs den Führern der Nation, überhaupt jedem weitersehenden Politiker die Pflicht, nüchtern die Zusammenhänge zu erkennen und alle Mittel einzusetzen, um die Kampfkraft aufrecht zu erhalten und richtig zu orientieren. Wo aber der Wille, zu siegen, fehlt, da erlahmt ganz natürlich auch die Kraft dazu.

Mein sogenannter „Annexionismus“ bestand in einer pessimistischen und leider durch die Geschichte bestätigten Auffassung unserer wirtschaftlich-politischen Zukunft. Ich konnte mich mit Bertröstungen auf einen Rechtsfrieden und Völkerbund nicht zufrieden geben, so wie es allerlei international-kapitalistische und sozialistische Mitbürger taten. Ich fragte mich: wie ein Kriegsende beschaffen sein mußte, welches dem deutschen Volk in seiner schwierigen Erdlage Gleichberechtigung mit den andern, natürlichen Weltmächten sicherte? Unsere Weltmacht hörte erst dann auf eine künstliche zu sein, wenn wir die mittel-europäische Stellung als primus inter pares erreichten, in welcher die Mehrheit der europäischen Völker die Sicherung ihrer eigenen vollen Freiheit erblickt hätte. Dies war das gegebene Ziel. Bevor es er-

reicht war, entsprach die Macht Deutschlands so wenig der Stellung des deutschen Volkes in der Welt, wie im 18. Jahrhundert die Stellung Preußens seinen realen Kräften entsprochen hatte.

„Der Raum ist die Zukunft“; dieser Satz gilt für die Reiche der Briten, Amerikaner, Russen und selbst der in Nordafrika erweiterungsfähigen Franzosen. Raum in diesem Sinne war für das im Herzen Europas eingezwängte Deutsche Reich niemals zu gewinnen. Seine Zukunft beruhte auf Leistung in der ganzen Welt und für die ganze Welt, und sie konnte bei der tatsächlichen politischen Lage nur gesichert werden durch konzentrierte Verteidigungskraft des Landes, welche die andern in Achtung erhielt. Das ist in Wahrheit der Grund, weshalb die Feinde den preußischen Militarismus zerbrechen wollten. Dann war es mit uns überhaupt vorbei. Für den Zaren oder die Franzosen waren Millionenheere vielleicht ein unsittlicher Luxus: denn wer dachte je daran, diese Länder anzugreifen? Daß dagegen Deutschland zu seiner Verteidigung zum Ausgleich seiner beispiellos ungünstigen Raum- und Grenzverhältnisse und angesichts seiner seit Jahrhunderten erobderungslustigen Nachbarn einer starken Militärmacht bedarf, das hatte sogar Lloyd George am Neujahr 1914 ausdrücklich bestätigt; und wer wollte es nach den Enderfahrungen des Weltkriegs heute noch bestreiten? Weltpolitisch verteidigungsfähig und lebensfähig aber war nach 1914 das Deutsche Reich nur dann, wenn es die Engländer von der Oberherrschaft über Belgien entfernte.

Einen vollen deutschen Waffensieg im Sinn von 1870 habe ich auch vor der Marneschlacht niemals erwartet. Die Amerikaner würden uns auf alle Fälle um viele Früchte eines Sieges beraubt haben. Soll doch schon vor einem Jahrhundert (1815) der Präsident der Vereinigten Staaten trotz der damaligen Feindschaft zu England in einer Botschaft das Wort gesprochen haben: „Den Kern, der in Deutschland liegt, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen, wird das Ziel einer entschlossenen Staatskunst sein.“¹⁾ Meinerseits war ich der Ansicht, daß ein voller Waffensieg von keiner Seite wahrscheinlich, darum die Entscheidung in den moralischen Willens- und Widerstandskräften zu suchen wäre. Gelang es, dem deutschen Volk die Augen dafür zu öffnen, was die britische Vorherrschaft in Belgien bedeutete, so

¹⁾ Das Wort ist mir nur bekannt aus A. v. Peez und Paul Dehn, Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalsperre (1912) S. 346.

zweifelte ich nicht, daß wir auch die Kräfte entfalten würden, um beim Friedensschluß eine solche Gefahr abzuwenden. Fremdherrschaft war das Los des deutschen Volks bei einer Niederlage. Besser aber als dies Helotentum anzunehmen, war es noch, die Möglichkeiten des Siegs bis zum äußersten zu versuchen.

Die Vermehrung der Volkszahl seit 1870, auf welcher das Steigen unserer Wohlfahrt und Macht beruhte, konnte bei unserer geringen Bodenfläche nicht mehr agrarisch daheim untergebracht werden. Landhunger führte also, wie schon in den Anfängen der deutschen Geschichte, zur Abwanderung und Entdeutschung des Volksüberschusses. Eine künstliche Erweiterung des Nahrungsspielraums der Heimat brachte nur die Industrie und der Handel. Selbst bei gleichbleibender Volkszahl indes hätten wir nicht mehr das vorwiegend agrarische Deutschland der vorigen Generation bleiben können, da nach 1870 die Flächen Amerikas und Rußlands in Wettbewerb mit unserer Agrarausfuhr traten und dieselbe wesentlich zum Versiegen brächten. Unsere Ausfuhr an Rohstoffen mußte, damit die Volkszahl steigen oder auch nur gleichbleiben konnte, vervielfacht werden durch die Ausfuhr von Fabrikaten. Zu deren Erzeugung mußten wir wieder viele Rohstoffe einführen, ebenso wie für die Landwirtschaft, damit sie ihren Ertrag zur Ernährung der vermehrten Volksmassen erhöhen könnte. Ein Abstoppen von Ein- und Ausfuhr bedeutete unter solchen Umständen ein qualvolles Siechtum des ganzen Volkskörpers, einen in der ganzen Geschichte beispiellosen Sturz von Wohlfahrt in Elend. Eine Millionenarmee hungernder und arbeitsloser Proletarier, ein entwurzeltes Volk, das sich selbst gegenseitig vernichten muß, um für den Rest wieder lärglichen Lebensspielraum zu schaffen: dieses Bild lag während des Krieges als Apdruck auf mir. Die oberflächlichen Äußerungen der meisten, Deutschland würde schon wieder hochkommen, beruhigten mich nicht. Denn ich sah nicht, wie und wo das anders geschehen sollte, als indem wir unser Machtgebiet dauernd bis an die Kanalküste erstreckten.

Denn in der Geschichte hat der Besitz der niederländischen Küsten stets über die Vormacht Englands auf dem Festland entschieden. England betrachtet die belgische Frage seit alters als seine eigene. Saßen die Engländer in Antwerpen, so saßen sie auch im Haag und in Köln und beherrschten von ihren alten Einfallstoren an Schelde und

Niederrhein aus das Festland. Nur wenn Deutschland die Maaslande, die fast tausend Jahre zum Deutschen Reich gehört hatten, wieder in seine Obhut nahm, konnte das deutsche Volk einigermaßen seine Kriegsverluste hereinbringen. Denn eine Ausfuhr, wie sie bis 1914 die Grundlage unseres Volksdaseins geworden war, setzt eine politische Weltgeltung voraus. Nur deutsche Träumer, die nicht wußten, wovon sie selber lebten, konnten sich einbilden, daß die Angelsachsen ein Deutschland, vor dem sie nicht eine gewisse Furcht empfänden, wieder so viel und so ungehindert in der ganzen Welt für eigene Rechnung verdienen lassen würden! Unsere Weltstellung aber hatten wir vor 1914 noch zum großen Teil nicht auf wirkliche Macht, sondern auf das Ansehen von 1870 gegründet. Wenn wir dies Ansehen nicht bewahrten, d. h. auf gleichem Fuß mit England aus dem Krieg hervorgingen, so starb alles ab, was wir in der Welt geschaffen hatten. Unsere Heimat blühte durch unsere Auslandsgeltung; diese aber schwand dahin wie die alte Hansa, wenn wir nicht eine freie Stellung gegenüber England gewannen.

Allein schon um die ungeheuren unmittelbaren Kriegsverluste in Übersee auszugleichen, mußten wir mit einer verbreiterten wirtschaftlichen Grundlage aus dem Krieg hervorgehen in einem Zeitalter, wo nach britischem Ausspruch die Großen unaufhaltsam größer, die Kleinen kleiner wurden. Die Behauptung der vor dem Krieg vorhandenen deutschen Wirtschaftsstellung in Antwerpen, die Befreiung des stammverwandten Flanderns von wallonisch-französischer Fremdherrschaft, die Fernhaltung der Engländer von der festländischen Küste, das war mein einziges materielles Kriegsziel; es kann nicht als annexionistisch bezeichnet werden¹⁾. Ich übergehe hier die seestrategischen Gesichtspunkte, die unsere Lage im nassen Dreieck unhaltbar erscheinen ließen, wenn England Belgien und Holland in seinen Konzern zog und seine politische Macht bis zur Ems erstreckte.

Was hätte es wohl schaden können, wenn das ganze deutsche Volk sich die Befreiung der Blamen als ernstes Ziel gesetzt hätte, und wäre dies etwa unsittlicher gewesen, als die erneute Annexion des deutschen Elsasses durch die Franzosen? Dabei hätte man den Blamen die Selbständigkeit gelassen, während die Franzosen den Elsässern nicht

¹⁾ Siehe oben S. 157 f.

einmal Selbstverwaltung gewähren wollen. Der Unterschied ist nur, daß der Franzose nach seiner Sinnesart Herrschaft für sein gutes Recht hält und der Deutsche ihm dies auch gerne zubilligt, während ihn das böse Gewissen befällt, wenn er selbst einmal an Einfluß gewinnen soll.

Unser Ziel mußte sein, die wirtschaftliche Blüte unseres Volkes zu erhalten, unsere Herzlande am Rhein vor der Verkümmernng, unsere Hansestädte vor dem Zurücksinken in englische Agenturen und unseren ganzen Volkskörper vor dem ihm von England zgedachten Erstickungstode zu retten, sowie das künstliche Gebäude unserer Weltstellung nach seinem Einsturz neu zu unterbauen. Ein Kriegsende aber, welches England an Maas und Schelde stehen ließ, bedeutete für uns wie für das törichte, in sich selber uneinige Festlandseuropa das Ende der freien Wohlfahrt, und durfte erst zugegeben werden, wenn wirklich die letzte Möglichkeit eines besseren Ausganges erschöpft war.

Ein neutrales Belgien aber gab es nach dem Kriege nicht, so wenig, wie es seit 1905 ein solches gegeben hatte. Belgien und Holland lebten vom Blute Deutschlands, als Mündungsgebiet unseres Wirtschaftslebens. Wir hatten das Interesse, sie in Freiheit blühen zu lassen, während England sie als Brückenköpfe zu benützen wünscht.

Die Regierung mußte wie Lloyd George und Clemenceau, dem Volk ein äußeres Kriegsziel zeigen, auch um es abzulenken vom fruchtlosen und öden inneren Bürgerzwist um Reformen, die in einem geschlagenen Deutschland doch keine Partei mehr beglücken konnten. Die Regierung mußte das Volk lehren, auf das Wesentliche zu schauen und Nebendinge liegen zu lassen.

Ich war mir von Kriegsbeginn an darüber klar, daß einem verlorenen Krieg mit einer gewissen Notwendigkeit die Revolution folgen würde, wenn ich es auch niemals für möglich gehalten hätte, daß es Deutsche gäbe, die noch vor Friedensschluß der Verführung zum Umsturz und zur Auslieferung der Gesamtheit an den äußeren Feind erlagen. Angesichts unserer zum inneren und äußeren Abgrund führenden Politik sahen auch andere schwarz; der Kronprinz hat mich schon 1915 gefragt, ob ich glaubte, daß er noch zur Regierung gelangen würde. Brach aber der alte Staat zusammen, so sank auch die Kraft des deutschen Volkes, denn dieses hat sich bisher immer unfähig erwiesen, ohne straffe Führung sich Wohlfahrt zu erringen. Es bedarf des preußisch-deutschen Staats. Sein Schutzengel war die Überliefer-

zung Friedrichs des Großen und Bismarcks. Denn es fehlt unserem Volk der eigene politische Genius, wie er z. B. die Franzosen durchbringt.

Wir besaßen eine starke Monarchie, weil das deutsche Volk durch seine Geschichte darüber belehrt worden war, daß es ohne eine solche in seiner gefährdeten Lage nicht bestehen könnte. Nun aber bauten wir sie mitten in der höchsten Gefahr ab, während die Feinde den umgekehrten Weg der strengsten Machtzusammenfassung beschritten. Wir verloren so nicht nur den Vorsprung der einheitlichen Führung, welchen wir bei Kriegsbeginn noch gehabt hatten. Wir fügten vielmehr zu unserer materiellen Unterlegenheit auch noch die geistige und sittliche, indem wir im letzten Kriegsjahr Diktatoren wie Wilson, Lloyd George und Clemenceau einen müden, gealterten Mann wie Hertling gegenüberstellten und schließlich rein destruktiven Parteiführern gestatteten, die Macht unter sich zu verteilen.

Die innere Gesundheit eines Volkes hängt zusammen mit der Möglichkeit, freie Kräfte nach außen zu entwickeln. Die Deutschen, die ihre Kräfte im Innern gegen sich selber betätigten, leiteten damit eine neue Periode des Verfalls ein, worin das arme Volk über den Verlust seines Wohlstandes, seiner Würde und seiner großen Gesichtspunkte hinweggetäuscht werden soll durch das traurige Schauspiel sich um die „Macht“ halgender Demagogen.

Jedenfalls, von welcher Seite man es betrachtete, war die einzige Rettung vor dem unermesslichen Unglück, daß sich das Volk bis in seine letzten Tiefen mit klarem Gefühl der drohenden Leiden, mit Heldensinn und mit Treue gegen den überlieferten Staat erfüllte. Dann wäre es uns auch möglich gewesen, so lange auszuharren wie die Franzosen, und das deutsche Volk hätte dann leiblich und sittlich nicht die Prüfungen und Erniedrigungen erdulden müssen, die ihm seine Schwäche, sein innerer Zusammenbruch auferlegt haben.

7

Der Mangel an Verständnis für diese Gedankengänge und der chronische Methodenfehler, den Regierung und Demokratie in bezug auf die Herbeiführung des Friedens begingen, fanden einen verderblichen Ausdruck in der Friedensresolution vom Juli 1917. Es war

mir sofort klar, daß nach diesem augenscheinlichen Nervenzusammenbruch die Aussichten sowohl für die Herbeiführung eines baldigen Verzichtfriedens wie auch für ein weiteres erfolgreiches Durchhalten des Krieges ganz außerordentlich herabgesunken waren. Wenn in England jemals Neigung zu einer Kriegsbeendigung durch Verständigung bestanden hätte, nach dieser Probe unserer moralischen und politischen Haltungslosigkeit mußte der bekannte Lloyd George-Ausspruch doppelte Bedeutung erlangen, daß England einen Verzichtfrieden niemals anzustreben brauche, weil es ihn von uns unter allen Umständen immer noch bekommen könnte. Um aber einen Sonderfrieden mit Rußland zu erlangen, war der betretene Weg erst recht ungangbar.

Sollte bei dieser Sachlage noch Rettung erhofft werden — große Hoffnung konnte nicht mehr bestehen —, so mußte der Versuch gemacht werden, im deutschen Volk eine nationale Gegenbewegung zu entfachen, die im Auslande den Eindruck hervorrief, daß die deutsche Widerstandskraft doch noch lebendig war, die ferner der Regierung für eine kräftige und kluge Politik einen Rückhalt bot, und die endlich nach Möglichkeit ein weiteres Herabgleiten auf der schiefen Ebene der öffentlichen Friedensangebote verhinderte. Das sind die Beweggründe gewesen, die den Generallandschaftsdirektor Kapp und eine Anzahl ostpreussischer Männer aus allen Parteien zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei geführt haben. Die erste der drei gewünschten Wirkungen, der Eindruck im Auslande, wurde durch den gewaltigen nationalen Schwung der Bewegung ohne Zweifel erreicht. Die deutsche Regierung aber war weit entfernt, zu erkennen, welches Instrument mit der Vaterlandspartei in ihre Hände gelegt war. Sie wagte nicht darauf zu spielen und tat im Gegenteil alles, um die Bewegung zu hemmen. Dieses Verhalten wurde ihr durch die sofort einsetzende Gegenwirkung der Väter der Friedensresolution vorgeschrieben, welche, um Recht zu behalten, es in einer wohlorganisierten unwahrhaftigen Kampagne verstanden, der Vaterlandspartei innerpolitische Ziele unterzuschieben und sie als reaktionär zu verdächtigen. Man hat ferner in völliger, echt deutscher Verkennung des Begriffs eines „Kriegsziels“ der Vaterlandspartei und mir „Annexionismus“ vorgeworfen. Abgesehen davon, daß sich die Führung der Vaterlandspartei auf die Vertretung einzelner Annexionsforderungen nicht eingelassen und lediglich in der belgischen Frage, als dem Kernpunkte

England gegenüber, bestimmte Forderungen aufgestellt hat, handelt es sich um die erörterte Notwendigkeit, dem kämpfenden Volke Verständnis für unsere zukünftigen Lebensnotwendigkeiten zu geben. Die Regierung hatte das bei uns leider unterlassen. Sie hätte dann wenigstens dankbar sein sollen, wenn eine große Volksbewegung ihr diese Aufgabe abnahm, und hätte sich dieser Bewegung so bedienen sollen, wie es eine englische oder französische Regierung sicherlich getan hätte. Gerade dann, wenn es erforderlich und möglich war, einen Verzichtsfrieden zu schließen, woran die Vaterlandspartei die Regierung niemals verhindern konnte, war die Regierung in der Lage, gestützt auf das Bestehen der Vaterlandspartei, erträglichere Bedingungen zu erzielen. Es fällt ferner aber entscheidend ins Gewicht, daß während der ganzen Zeit des Bestehens der Vaterlandspartei tatsächlich eine wirkliche Chance zu einem Verständigungsfrieden nicht gegeben war. Nur die dauernde, jeder tatsächlichen Unterlage entbehrende Vor Spiegelung der deutschen Demokratie, als wenn Deutschland nur zuzugreifen hätte, um einen annehmbaren Frieden zu erhalten, hat es möglich gemacht, denen mit einem Erfolg den Namen Kriegsverlängerer anzuhängen, deren Auffassungen, wenn sie von Anfang an zur Geltung gekommen wären, eine schnellere Beendigung des Krieges auf dem einen oder dem anderen Wege mit sich gebracht hätten. Kriegsverlängerer sind diejenigen, welche die deutsche Widerstandskraft dauernd untergraben und der Entente jene Sicherheit gegeben haben, der Lloyd George Ausdruck verlieh.

Die Vaterlandspartei hat ihr Ziel nicht erreicht und von dem Augenblick an auch nicht erreichen können, als ihr neben der Feindschaft der Urheber der Friedensresolution der straffe Apparat des preußisch-deutschen Staates entgegengesetzt wurde. Trotzdem ist wohl ihre politische Aufklärungsarbeit nicht vergeblich gewesen. Wenn uns ferner etwas Hoffnung geben kann, daß noch einmal der nationale Gedanke ein starkes und wohnliches deutsches Haus wieder aufbauen wird, so liegt sie in der Tatsache, daß nach drei schweren Kriegsjahren, trotz der Wirksamkeit Bethmanns und der Demokratie, eine Bewegung von so gewaltigem Schwung und tiefer Vaterlandsliebe möglich war wie die der Vaterlandspartei. Die geistige und materielle Befreiung des unter Fremdherrschaft gesunkenen deutschen Vaterlandes und die Grundlegung eines neuen Wohlstandes kann nur beginnen,

wenn Unglück zur Erkenntnis führt und aus der Erkenntnis der opferbereite Wille zur Erhaltung des Deutschtums in allen Klassen und Schichten erwacht.

8

Als im Oktober 1918 die zur Macht gelangten Demokraten dem furchtbaren, in der Weltgeschichte seit Karthago unerhörten Irrtum zu unterliegen drohten, daß man sich in die Gnade des Feindes begeben könnte, ohne zugrunde zu gehen, schrieb ich folgenden Brief an den damaligen Reichskanzler Prinz Max von Baden.

Berlin, 17. Oktober 1918.

Euer Großherzoglichen Hoheit

Befehlen gemäß übersende ich ehrerbietigst nachfolgend meine Ansicht über die heutige Lage.

Die politische Methode, welche wir England und Amerika gegenüber vor und vor allem während des Krieges eingeschlagen haben, halte ich für grundsätzlich falsch. Wir setzten Auffassungen voraus, die wir, aber nicht die anderen haben. In dieser Methode erblicke ich eine der wesentlichsten Ursachen des jetzigen Krieges und unserer heutigen Lage. Das mit raffinierter politischer Klugheit und zähester Konsequenz verfolgte Ziel der Anglo-Amerikaner war die Vernichtung Deutschlands als weiterer Schritt zur Weltherrschaft ihres Kapitalismus. Nur insoweit wir Kraft und besonders Haltung zeigten, konnten wir den Eindruck erzeugen, das Geschäft rentiere nicht, und konnten damit leidliche Bedingungen erzielen. Die beständig wiederholten, öffentlichen Friedensangebote waren Methodenfehler unsererseits. Wilson steigerte seine Forderungen mit jedem dieser Schritte. Wir begriffen nicht, daß wir kalten Erpressern gegenüberstanden. Ihre Friedens- und Völkerbeglückungsauslassungen sind ehrlich, aber in naivester Weise nur für die eigenen Völker verstanden; außerdem berechnet auf die politische Ahnungslosigkeit unseres Volkes.

Unser letztes Friedens- und Waffenstillstands-Angebot, welches in seinem Entgegenkommen auf eine Großmachtstellung Deutschlands bereits verzichtete, beantwortete Wilson sachlich dadurch, daß er von uns zunächst völlige Wehrlosmachung verlangt. Er weiß genau, daß die Einstellung des Ubootskrieges jeden etwaigen weiteren Widerstand

Deutschlands unmöglich macht. Das Verlangen der Einstellung des Ubootskrieges, über dessen heutige und zukünftige Bedeutung man sich, wie Churchills Rede zeigt, im Feindeslager völlig im klaren ist, ist der Kern der Wilson-Note, der umhüllt wird von dem Pathos der sittlichen Entrüstung. Da diese Entrüstung, auf den Seekrieg beschränkt, allzu durchsichtig sein würde, müssen schamlose Verleumdungen des Heeres als weitere Umhüllung dienen. Gleichzeitig peitscht er dadurch den Siegestaumel und die Wut seiner Leute ans Äußerste auf. Das würde er sicher nicht tun, wenn er uns nachher mit einiger Schonung behandeln wollte. Das Gegenteil wird der Fall sein, ungeachtet der Versprechungen unter der Hand. Letztere sind politischer Erpressertrick.

Die Antwort Wilsons zeigt ferner, daß es ein Irrtum war, wenn man etwa angenommen hat, daß die Entente uns den Gefallen tun könnte, einen alsbaldigen Waffenstillstand unter Bedingungen zu gewähren, die uns die Möglichkeit geben würden, unser Heer und unsere Grenzen für den Fall des Scheiterns der Friedensverhandlungen in Verteidigungszustand zu setzen.

Uns bleibt nur ein Mittel, bessere Bedingungen, vielleicht sogar die Erhaltung des Deutschtums zu erlangen: Aufruf des ganzen Volkes zur entschlossensten Verteidigung unserer Ehre und unserer Lebensmöglichkeiten, begleitet von sofortiger Handlung, die nach außen und innen nicht den mindesten Zweifel an unserem Willen bestehen lassen kann. Dieses Verfahren ist selbst dann richtig, wenn wir auch jetzt noch entgegenkommend zu antworten geneigt sind. Tun wir letzteres, so bleibt freilich die Gefahr bestehen, daß weder der Feind noch wir selbst an unseren Ernst glauben. Der von der Heimat ausgegangene Niedergang unseres Ehrgefühls und unserer Moral ist über die Etappen in die Kampffronten eingedrungen. Die Truppen können nicht mehr standhalten und kämpfen, wenn sie nur zu deutlich sehen, daß die Heimat Alles aufgibt. Wofür sollen die Mannschaften kämpfen, wie sollen die Offiziere die Moral der Truppen hochhalten? Das ist unter solchen Umständen unmöglich.

Entschlossene Verstärkung unserer Westfront durch alle nur verfügbaren Mannschaften, Formierung von Bürgerbataillonen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Heimat, rücksichtslose Fortsetzung des Ubootskrieges, der sehr viel stärker gewirkt hat, als man bei uns

glaubt. Einwirkung auf die Psyche der Mannschaften durch alle erdenklichen Maßregeln, gleiche Beköstigung von Offizieren und Mannschaften, Aufklärung in weitestem Maße durch den Staatsorganismus, um was es sich praktisch handelt. Jeder Deutsche muß begreifen, daß andernfalls unser Volk herabsinkt zu Lohnsklaven unserer Feinde.

Um diesen Weg durchzuführen, ist diktatorische Macht unerlässlich, wie es unsere Feinde getan haben in direktem Gegensatz zu unserem Verfahren. Es ist ganz gleich, welche innere Parteirichtung diese Gewalt ausübt. Sie muß nur ihre Macht einzig und allein gegen den äußeren Feind richten.

Das sind, flüchtig diktiert, aber jahrelang überlegt, meine Ansichten, die mit Chauvinismus, Annexionstrieb oder Mangel an Verständnis für unser Friedensbedürfnis nicht das Geringste zu tun haben, sondern nur an die Rettung unseres Volkes denken aus schwerster Gefahr. Vielleicht gelingt es ihnen nicht. Auf jeden Fall bietet dieser Weg die einzige Aussicht auf Gelingen, der andere Weg führt mit Sicherheit zu einem schmachvollen Ende.

Wenn Euer Großherzogliche Hoheit noch ein Urteil über unsere maritime Lage haben wollen, so empfehle ich dringend, den augenblicklich hier anwesenden Herrn Admiral von Trotha, Chef des Stabes der Hochseestreitkräfte, kurz zu empfangen. Niemand ist imstande, ein so ruhiges und auch allgemeines Urteil hierüber abzugeben als dieser Offizier, der von dem Vertrauen der ganzen Marine getragen wird. Soviel ich weiß, wohnt derselbe beim Chef des Marinekabinetts Admiral von Müller.

Abschrift dieses Schreibens¹⁾ habe ich mit Rücksicht auf die Dringlichkeit mir erlaubt, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg und dem Staatssekretär Erzellenz Scheidemann zu übersenden.

Euer Großherzoglichen Hoheit
verharre ich in größter Ehrerbietung
v. Tirpitz.

¹⁾ Prinz Max hat diesen Brief sorgsam gelesen und ihn mit markierten Stellen an die anderen Staatssekretäre, jedenfalls an den Vizekanzler von Payer und Staatssekretär Solf weitergegeben. Am 17. und 18. Oktober war die Mehrheit in der Reichsregierung für Verhandeln mit den Waffen in der Hand. Am 19. Oktober war es aber der Scheidemann-Richtung unter Hinzuziehung des hierfür besonders

Die Regierung des Prinzen Max von Baden unterlag dem unerhörten Schwindel volksfremder Einflüsterungen. Der Ubootskrieg wurde aufgegeben, die Kapitulation eingeleitet, der Rechtsfriede auf Grund der 14 Punkte Wilsons mit der Entente „vereinbart“ und jeder Andersdenkende, jeder wahrhaft deutsch Gesinnte in Acht getan, obwohl Armee und Marine ohne jeden Zweifel bis zum Frühjahr 1919 hätten durchhalten und dadurch wirkliche Friedensverhandlungen hätten decken können. In diesen schwärzesten Tagen der deutschen Geschichte, als wir die volle Fähigkeit noch besaßen, mit dem Schwert in der Hand dem gleichfalls kriegsmüden Feind den Vorschlag zu einem gerechten Frieden zu machen, diese Möglichkeit aber von uns stießen, um im Chaos unterzugehen, schrieb ich als Vorsitzender der Vaterlandspartei einen zweiten Brief an den Reichskanzler.

Berlin, den 30. Oktober 1918.

Euer Großherzogliche Hoheit

haben meinen ehrerbietigen Brief vom 17. d. M. gnädig aufgenommen; aber in einer wichtigen Beziehung, nämlich bezüglich des Ubootskrieges, eine Entscheidung getroffen, der ich, und wie ich höre, auch die Marine- und Armeeeautoritäten, widerraten haben. Die gegenwärtige Lage läßt es mir als Pflicht erscheinen, einen in meinem damaligen Briefe nicht genügend betonten Gedanken auch jetzt noch Euerer Großherzoglichen Hoheit zu unterbreiten.

Jeder militärische Rückzug, wenn er nicht in katastrophaler Flucht enden soll, muß geleitet sein mit zeitweiligen und passenden Kehrtwendungen gegen den nachdringenden Feind. Dasselbe gilt zweifels- ohne und vielleicht noch in verstärktem Maße bei einem politischen Rückzug. Selbst wenn wir uns klar darüber zu sein glauben, daß wir militärisch nichts mehr erreichen können, muß man sich stets gegenwärtig halten, daß auch auf der gegnerischen Seite der Wunsch, keine großen Opfer mehr zu bringen, aus rein psychologischen Gründen sehr hoch gestiegen ist. Frankreich rettete 1871 durch seine damalige Haltung auch nach erfolgtem Waffenstillstande Belfort in den Friedens-

unglücklich gewählten Grafen Wolff-Metternich gelungen, die Mehrheit in der Reichsregierung umzustimmen. Das auf völlige politische Instinktilosigkeit berechnete Verlangen Wilsons, uns vor Eintritt in die Verhandlungen zunächst wehrlos zu machen, wurde erfüllt, und damit der äußerste Niedergang Deutschlands entschieden.

verhandlungen. Wenn im Kampf ein Soldat den Degen übergibt, so kann er auf Pardon rechnen. Geschieht dies aber auf politischem Gebiet, macht der Unterliegende sich völlig wehrlos und ergibt er sich ohne Haltung, so bewirkt er beim Sieger das Gegenteil von Rücksicht, er erweckt vielmehr den Wunsch rücksichtsloser „Bestrafung“.

Aus diesen Gründen kann ich mir, abgesehen von der durch Jahrhunderte nachwirkenden Schmach, rein materiell gedacht, keinen schlechteren Frieden denken, als solchen, der uns aufgezwungen werden würde, wenn wir zu einer Zeit einfach kapitulieren, wo noch ein erhebliches Maß von Widerstandskraft bei uns vorhanden ist. Der Feind, der letztere genau einzuschätzen weiß, wird uns bei einer solchen vorzeitigen Wehrlosmachung nicht milder behandeln, sondern brutaler und roher, weil zu dem Vollgefühl des Siegers noch hinzutreten wird ein Gefühl der Verachtung des Gegners. Es kommt in dieser Frage wiederum der Unterschied in unserer Denkungsweise und derjenigen unserer Feinde in Betracht. In dieser Hinsicht würde es für uns günstiger liegen, wenn wir den Frieden über England gesucht hätten und nicht über Amerika und Wilson¹⁾.

Ich möchte schließlich noch auf folgendes hinweisen: Unsere Feinde befinden sich jetzt nicht nur in vollem Siegestaumel, sondern ihre Völker haben auch das Gefühl, dem seit Jahren ersehnten Frieden, dem Ende der Opfer und Leiden, unmittelbar nahe gerückt zu sein. Alle Nerven der großen Massen sind auf diesen Punkt gespannt. Entschließen wir uns jetzt, infolge feindlicher Zumutungen, zu einem politischen „Halt! Front!“, zeigen wir dem Feinde noch einmal in ganz klarer Entschlossenheit die Zähne, und erklären seine Forderungen für unannehmbar, so wird die plötzlich auftauchende Notwendigkeit, den Kampf fortzusetzen, von größter psychologischer Wirkung sein. Es wird sich der kampfesmäden Massen unserer Feinde eine furchtbare Enttäuschung bemächtigen, und sehr bedeutende Kräfte werden sich in der Richtung entfalten, die Regierungen zu einer Abmilderung ihrer Bedingungen zu veranlassen. In Verbindung mit dem wachsen-

¹⁾ Ich meinte natürlich nicht, daß es vorteilhafter wäre, sich in die Gnade Englands statt Wilsons zu geben. Eine solche Kapitulation bedeutete auf alle Fälle den nationalen Untergang. Ich meinte vielmehr, daß für Verhandlungen mit dem Schwert in der Hand England, vor allem dank dem Ubootskrieg, der verhältnismäßig geschäftlichste Gegner gewesen wäre, und bin dieser Ansicht auch heute noch.

den, heldenhaften Widerstand an unserer Front, und in Verbindung auch mit der sehr begründeten Furcht vor dem Bolschewismus, wird eine solche deutsche Haltung die einzige sein, die uns erträgliche Bedingungen verschaffen kann.

Euer Großherzogliche Hoheit

verharre ich in größter Ehrerbietung

v. Tirpitz.

Ich hatte, als ich dies schrieb, nur noch verschwindende Hoffnungen darauf, daß den „regierenden“ Männern die Besinnung wiederkehren könnte. Mit diesem Brief endet meine politische Betätigung.

Der unglückliche Ausgang des Krieges gibt denen, welche diesen Ausgang verschuldet haben, vor der urteilslosen Masse die Handhabe, freilich nicht das Recht, diejenigen anzuklagen, welche den Krieg hätten gewinnen oder mindestens ehrenvoll beenden können, wenn man ihnen freie Hand gelassen hätte. Ein Staatsgerichtshof soll eingesetzt werden; wird er eingesetzt, so gehören Andere auf die Anklagebank und darunter viele, die jetzt den Richter spielen wollen. Ich würde es gern vermieden haben, persönliche Empfindungen Anderer zu treffen, doch muß ich vor der Geschichte das System an den Pranger stellen, welches uns verderbt hat.

Dieses politische System, welches Bethmann-Hollweg wohl unabsichtlich, aber tatsächlich zur Entfaltung gebracht hat und welches auch heute noch in fast grotesker Steigerung lebt, umfaßt die Preisgabe unserer staatlichen Errungenschaften infolge blindgläubigen Nachlaufens hinter den erpresserischsten und verlogenen Vorspieglungen des Auslands und hinter eigenen internationalistischen Schwärmereien. Alle Überlieferungen und Leidenserfahrungen unserer Geschichte scheinen vergessen und müssen neu erlebt werden.

Dieses System hat meiner Überzeugung nach unseren angriffslustigen Nachbarn die Gelegenheit oder den Vorwand für den Krieg gegeben. Es hat im Innern unsere Politik zermürbt, so daß das Volk die erforderliche moralische Kraft verlor, um den Weltkrieg durchzuhalten. Dasselbe System ist die wesentliche Ursache, weshalb die

Stärke unserer Flotte in diesem Kriege nicht zum Tragen gekommen ist. Dasselbe System hat unsere Politik nach der falschen Richtung, nämlich auf die Zerschlagung Rußlands und Schonung Englands orientiert. Dasselbe System hat unsere an Torheit und Würdelosigkeit beispiellose Kapitulation im Herbst 1918 verschuldet, und die schwere Folge dieses Schritts durch weitere Fehler verschärft. Dasselbe System wütete nach der Revolution gegen die letzten Reste staatlicher Vernunft, so daß es eine Schmach und Strafe geworden zu sein scheint, ein Deutscher zu sein. Das war mir einst höchstes Glück und Stolz gewesen. Wenn straff geführt, gibt es kein leistungsfähigeres Volk als das unsere. Aber in der Hand schlechter und untauglicher Führer ist das deutsche Volk sich selber der größte Feind. Es wird der schwarzrotgoldenen Kopie eines Staates, die ihm jetzt zugemutet wird, in Kürze überdrüssig sein. Aber wird dann noch etwas übrig sein von der Substanz des guten alten Staates, um den uns die Feinde so beneidet haben, daß sie seine Kräfte: Monarchie, Wehrhaftigkeit, Integrität und Fleiß der Beamenschaft, staatenbildendes Preußentum und todesverachtende Vaterlandsliebe mit Hilfe unserer radikalen Demokratie zerstören mußten?

Wir stehen heute schlimmer da als nach dem dreißigjährigen Kriege. Ohne ein neues Potsdam und ohne eine furchtbar ernste Selbstbesinnung und geistige Erneuerung, ohne eine nach außen tätige und würdige Staatsvernunft wird das deutsche Volk nie wieder auf freiem Grunde wohnen und allmählich oder rasch nach Bildung und Zahl aus der Reihe der großen Völker ausscheiden; dann wird auch ein neues Weimar nicht möglich sein. Von der höchsten Höhe zur tiefsten Tiefe ging unser Sturz. Man soll nicht leichtfertig vom Wiederaufbau reden, solange man immer noch tiefer sinkt. Der Aufstieg ist furchtbar schwer und hart. Er kann und wird gelingen, wenn das Volk einig in entschlossenem nationalen Dulden und Wollen, so wie Franzosen, Italiener, Engländer, Serben, ja neuerdings selbst die Inder es sind. Solange wir das Volk mit dem schwächsten Nationalgefühl sind, das jeden Länderraub oder sonstige Schmach, die uns angetan wird, mit Versöhnungsreden erwidert, damit straflos macht und zu neuem Raub einlädt, solange wir ohne den erforderlichen Nationalstolz den Sitten und Formen anderer Völker nachlaufen und solange uns das Bekämpfen anderer Deutscher von anderer Parteirichtung wichtiger ist als das Zusammen-

halten gegen außen, solange kann Deutschland nur sinken, nicht gesunden. In der Almannenschlacht riefen die Deutschen ihren Häuptlingen zu „Herunter von den Pferden“ und verloren die Schlacht. Deutsche Zwiestracht hat uns auch jetzt wieder zu Fall gebracht, denn politisch und in gewissen Schichten auch sittlich war unser Geschlecht seiner Zeit nicht gewachsen.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ließen mir also die Pflicht erwachsen, dieses System zu bekämpfen.

Wenn dagegen das deutsche Volk aus dem Taumel des Zusammenbruchs erwacht und sich mit Stolz und Rührung der ungeheuren Kraft, Tugend und Opferbereitschaft erinnert, welche es im preussisch-deutschen Staat auch noch während des Krieges selbst hat entfalten können, so wird es die Erinnerung an den Weltkrieg neben seine höchsten nationalen Heiligtümer stellen dürfen. Wie wir trotz unserer geringwertigen Bundesgenossen einer so furchtbaren gewaltigen Übermacht standhielten, wie wir der englischen Weltverschwörung gegen uns trotzten, der Verleumdung unserer friedlichen Gesinnung und dem brutalen Vernichten unzähliger deutscher Einzeleristenzen in allen Erdteilen ungeachtet jahrelang den Mut nicht sinken ließen, und wie unsere Männer zu Wasser und zu Lande es verstanden haben, den Feind zu treffen und sich selbst zu opfern: Daran mögen sich künftige Geschlechter unseres Volkes bewundernd ihren Glauben stärken. Aber Deutschland war wie zu Luthers Tagen „ein weidlicher Hengst, dem nur eines mangelt, der Reiter“. Der aufgezwungene Kampf war zuerst in jeder Hinsicht aussichtsvoll, er gewährte sogar nach allen begangenen Fehlern noch im Oktober 1918 die Möglichkeit, einen Vernichtungsfrieden abzuwehren. Aber innerpolitische Begehrlichkeit, welche die ganzen Kriegsjahre hindurch immer bereit gewesen war, vor dem Feind zu kapitulieren, hatte die Zügel der führerlosen Nation ergriffen.